

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

X. Jahrg.

Düsseldorf, Januar 1930

Heft 1

Am Webstuhl der Zeit.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterem Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Herden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltverlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdedt schon von fern, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert“.

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurteil der Zeit sie dahindreißeln, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit türmte. Indem sie das feine Getriebe auseinanderlegt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraum für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Altertums und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten Alexanders und Augusts nicht zurückwünschen.

Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten fließt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglücken, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überliefert und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

Friedrich v. Schiller.

Wir Deutschen kennen einander zu wenig.

Von Friedrich Muckermann.

Ich komme eines Tages von Prag nach Dresden. Nicht recht bekannt dort, erkundige ich mich nach irgendeiner Straße. Der Zufall will, daß mein Auskunftsmann das Wort Prag auffängt, und da äußert er sich erstaunt: „Sie kommen aus Prag. Und Sie sprechen doch ganz gut deutsch!“

Nun kam das Erstaunen über mich: „Wie, Sie sind Dresdener und wissen nicht, daß es in Prag noch immer 20 000 Deutsche gibt, so deutsch wie nur irgendein Sachse. Sie wissen nicht, daß da drüben, eine Bahnstunde von hier, über drei Millionen Deutsche wohnen, die für ihr Deutschtum kämpfen bis auf den heutigen Tag? Nicht so eine Minderheit nur, sondern ein Volksteil, nicht so eine Kolonie bloß, sondern uralter angestammter Besitz ...?“ Da mußte der Dresdener lächeln. Wahrscheinlich war er eine Ausnahme, oder ...?

Kurz und gut, der Deutsche reißt heute durch die ganze Welt und besonders durch die europäischen Länder. Man trifft schon viele Prizmaner, die Spanien gesehen haben, Frankreich, Schweden, Italien — und für die es fast nichts Neues mehr gibt unter der Sonne. Das hat sich von der Jugendbewegung her wirklich erhalten, der Wandertrieb und die Reiselust. Wäre es aber nicht gut, hier ein wenig ordnungsgemäß voranzugehen und sich zu sagen:

Vor allem wollen wir einmal unsere deutschen Brüder kennenlernen, vor allem jene, die heute gefährdet sind! Es gibt in der Linie Prag—Wien und im Bogen darum, durch die Karpathen bis tief in den europäischen Südosten hinein, bis zu den Schwaben in Siebenbürgen, überall verstreut deutsche Ansiedlungen. Wer weiß davon bei uns? Was nützen uns alle Bemühungen der Presse und der Wissenschaft um das Auslandsdeutschtum, wenn die Prager nicht hinzutritt und sich dadurch ein neues Band der Liebe um alle schließt? Der europäische Südosten ist seit den Tagen des großen Karl lockendes Siedlungsland für den Deutschen gewesen, und es gab eine Zeit, als Deutschland in Prag war, und es gab eine andere Zeit, als Deutschland in Wien war. Möchte doch ein reicher Wanderstrom sich dorthin ergießen, damit die deutsche Kulturarbeit in allen diesen Gebieten nicht vergeblich gewesen sei!

Und es wirft mich die Reise auch einmal an den Strand des Pommerschen Landes. Mir war zumute — ich bitte die guten Freunde dort um Verzeihung —, als sei ich an die Küste irgendeiner Südseeinsel verschlagen worden. Alles so fremd, so neu, so ganz, ganz anders als im industriellen Westen. Doch wie

schnell wurde man heimisch! Wie fühlte man sich wohl im Kreise von Menschen, für die Treue und Gutartigkeit das charakteristische Beiwort ist! Wie taute man auf, wenn man auf einem alten Gutshof nicht nur Landwirtschaft fand, sondern auch geistige Kultur, Bibliotheken, Malerei, interessierte Menschen vor allem! Bald reiste man die Küste entlang, sah die großen Städte von Lübeck bis Danzig. Man läßt sich

erzählen von jenem dreizehnten Jahrhundert, in dem allein 300 Städte aus deutscher Kraft im Osten gegründet wurden, bis nach Krakau hin, bis nach Nishni-Novgorod. Es ist nicht richtig, daß unser heutiger deutscher Osten nur vom Schwerte erobert sei, hat auch gewiß das Schwert seinen Teil daran gehabt. Vielmehr war es eine friedliche Durchdringung, getragen in früherer Zeit durch die opferwillige Arbeit der Mönche und dann durch Handwerker und kunstverständige Männer. Es war ein Sieg der Kultur. Und was wir heute an den Ostgrenzen als politische Leidenschaften wühlen sehen, das war früher ein Gefühl gegenseitiger Achtung und Liebe, wie sie eben aus gemeinsamer Kulturarbeit erwachsen. Was wird heute aus dem deutschen Osten? Warum interessieren wir uns nicht mehr dafür? Wer wird jene weiten Strecken besiedeln, wo es nur selten Dörfer und Weiler gibt?

Wer wird diesen Raum mit arbeitsfrohen Menschen füllen?

Uns Deutschen ist der Familiengedanke immer tief im Bewußtsein und im Gefühl gewesen. Schlichtheit und Arbeitsamkeit waren unsere besten Eigenschaften. Bürgerlich war unsere Kultur in ihren edelsten Blüten. Wie wäre es, wenn wir diesen Familiengedanken wieder stärker gegen alle Zwietracht stellten, das organische Denken gegen das mechanische? Wohl ist die Zeit da, in der ein neues Europa werden will, und wir sind die letzten, es aufzuhalten. Mag das notwendig sein, es kümmert mich hier nicht, aber was halten soll und wachsen, das muß fest verwurzelt sein, wo immer es sei. Und so stelle ich mir die Entwicklung vor: Ein Stamm, der Stamm des Volkes, wurzelnd in heimischer Erde, tief und fest, aber dann hinauftragend und in der immer breiter werdenden Krone über alle Grenzen und Länder weg.

Wir Deutschen kennen einander zuwenig, sonst würden wir uns mehr lieben. Und wieder sind die Liebe und das Gefühl der Blutsverwandtschaft und der Kulturgemeinschaft eine Folge davon, daß man einander kennt. In all diesen Fragen liegt zur Zeit mehr als Unterhaltung, es ist einfach das deutsche Schicksal.

An die deutsche Jugend.

Die Schuld, die wir getragen, euch soll sie nicht beschweren.
Aus unserm Leide wachsen euch zu die bitteren Lehren;
Und ob sie herbe schmecken wie wilden Strauches Schlehen,
Ihr sollt sie kosten, denn ihr sollt stärker als wir einst stehen,
Ihr sollt aus ihnen keltern den strengen Lebenswein,
Denn ihr sollt größer als eure Väter und Mütter sein!

Wir hatten den deutschen Namen nur auf den Lippen getragen,
Er schwang nicht in unserm Blute, in unsres Herzens Schlagen;
Wir sangen vom deutschen Eichbaum, dem stolzen, trotzigem Knorren,
Und ließen des Blutes Brüder stumm in der Fremde verdorren,
Wir hörten nicht ihrer Kämpfe hilfeschreienden Schrei,
Wir zogen mit Vaterlandsliedern an ihrer Not vorbei.

Jetzt, da auch wir der Knechtschaft schreiende Not verspüren,
Schicksalsgewalten an unsre schlafenden Seelen rühren,
Möchten wir rückwärts wandern, helfen, sühnen und retten,
Einsamgelassene Seelen an unser Glücken ketten;
Aber in Zukunftsdunkel leidengereißt wir sehn:
Wird unseres Blutes Jugend unsere Wege gehn?

Die Schuld, die wir heut tragen, euch soll sie nicht beschweren;
So führt uns wissende Liebe, euch harten Weg zu lehren;
Ihr sollt auf unsern Schultern, den glatten, oft geneigten,
Zu lichtern Höhen steigen, die wir noch nie erreichten,
Ihr sollt das deutsche Wesen lösen vom Schein zum Sein —
Denn ihr sollt größer als eure Väter und Mütter sein!

Maria Kahle.



Schlepper.

Lithographie von L. G. Schmidtbauer.

Schwarzes Revier.

„Wir Deutschen kennen einander zu wenig...“, einander und unser gegenseitiges Verflochtensein. Ein jeder lebt sein Leben und das seiner Klasse und Schicht, liebt sein Leib- und Magenblatt und das seiner politischen Partei oder wirtschaftlichen Interessenvertretung, das entweder gewissenhaft peinlich den engen, allzu engen Kreis der eigenen „Belange“ abzirkelt oder mit einem kühnen Satz in das große Weltgeschehen springt, mit chinesischen Wirren und amerikanischen Glaubenskämpfen, mit der amerikanischen Monroe-Doktrin oder der russischen Ochrana jongliert, gleich als ob es sich hierbei um Gegenstände des täglichen Gebrauchs handelte, mit deren innerer Struktur und Wesenheit jeder von uns ebenso vertraut zu sein habe wie mit der kleinen Einmaleins.

Gewiß ist die Notwendigkeit einer Allgemeinbildung und aller ernsthaften, zu deren Vervollkommen die ständigen Versuche nicht gelehnet werden. Aber... ist das wirklich Allgemeinbildung, wenn an tausend Stellen hier und da angetippt — um das Nurtippen dreht es sich! — und das Wichtigste vergessen wird: Das Wissen um jenen Kreis zu erweitern, der zwischen der kleinen und der ganz großen Welt liegt: die Interessen und Nöte, das Alltagsgewand und geistige Gesicht der einzelnen Gruppen der deutschen Volkheit.

Mehr noch als bisher möchte das „Werk“ in Zukunft dazu beitragen, dieses Wissen zu erweitern und zu vertiefen, in der Erkenntnis und Überzeugung, daß nur dieses Wissen die Barrikaden von Mißverständnissen und Voreingenommenheit aufzulockern und einzureißen vermag, die der von allen erhofften Volksgemeinschaft im Wege stehen.

Der durch die räumliche Beschränkung bedingten Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit durchaus bewußt, wagen wir nachfolgend den ersten Schritt hierzu: In einer Folge von Aufsätzen und Ausschnitten rollt der Wort- und Bildfilm: „Schwarzes Revier“ ab, das Alltagsgewand und geistige Gesicht der Männer und Menschen des Reviers schlaglichtartig erhellend und ihre Verflochtenheit mit dem Volksganzen anknüpfend lassend.

Die Zeche.

Von Heinrich Hauser.

Von der Waschkäule, wo man das Arbeitszeug anzieht, führt ein überdachter Gang zum Zechenturm. Schräg aufwärts führt er, gerundet zwischen riesigen Stahlträgern. Hoch oben, hoch wie ein fünfstöckiges Haus, schwebt eine Halle aus Glas und Eisen, in der drehen sich die ungeheuren Räder der Fördermaschine. Es ist merkwürdig, daß man, um

in die Erde hinabzufahren, zuerst einen Turm besteigen muß. Die neuen Förderkörbe haben vier Stockwerke. Jedes Stockwerk ist hoch genug, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann. Jedes Stockwerk faßt sechzehn Mann oder zwei Grubenwagen. Vierundsechzig Mann besteigen auf vier Etagen gleichzeitig den Förderkorb, aus dem fünf Sekunden vorher



Zechenturm.

Radierung von Otto Wohlgemuth.

acht Grubenwagen voll mit Kohle, auf Schienen laufend, herausgerollt sind. Es ertönt eine Glocke: der Korb fährt ab.

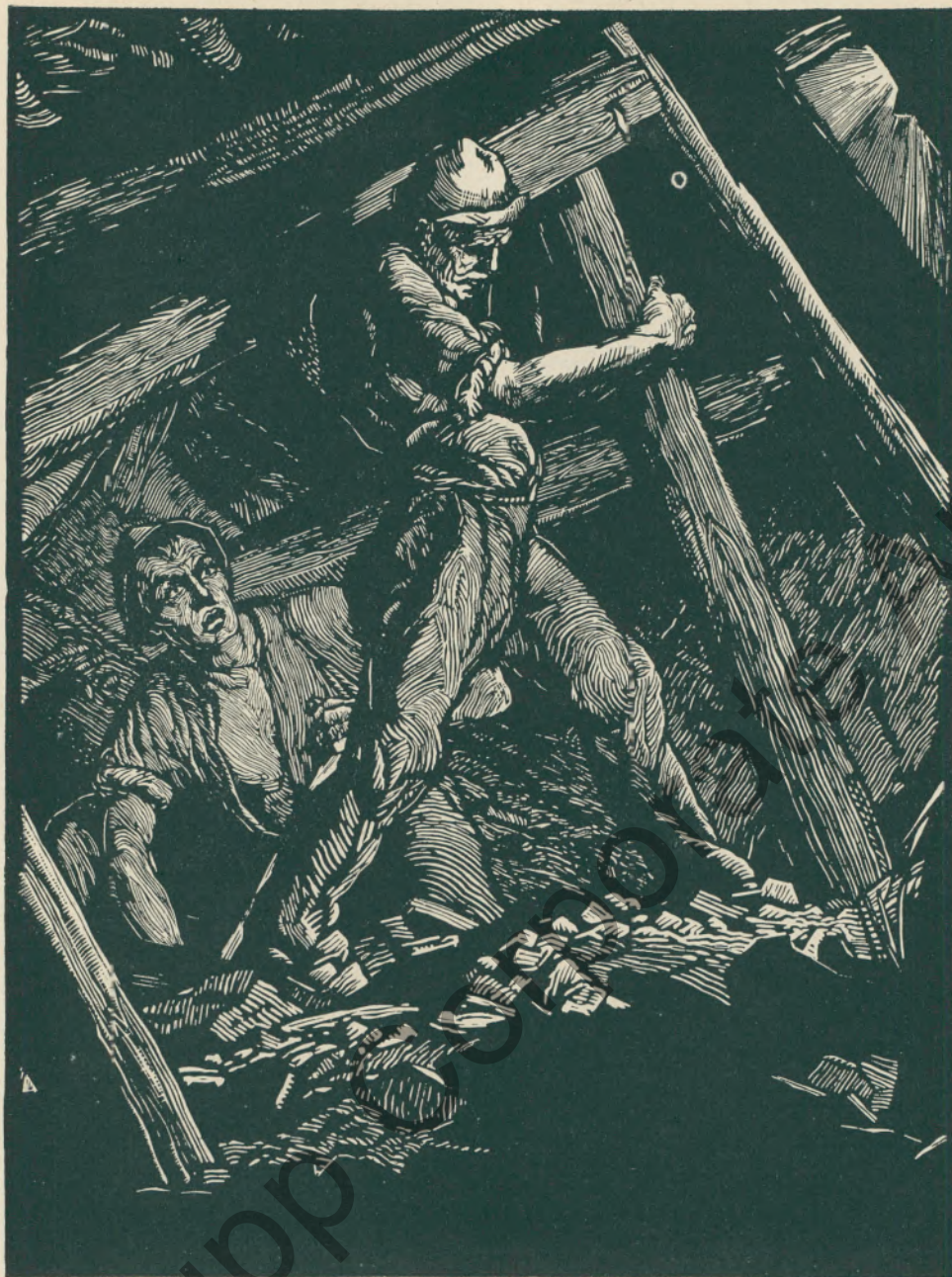
Es ist dunkel im Schacht, dunkel im Korb. Die Grubenlampen werden erst unten eingeschaltet. Auf zwei Seiten hat der Korb Wände aus gelochten Blechen, auf zwei Seiten ist er offen. Es sind Stangen da, an denen man sich festhalten kann. Man fühlt die Menschen, die dicht gedrängt ein Stockwerk höher stehen. Man hört das Scharren ihrer Schuhe auf den Stahlplatten des Bodens. Man fühlt auch die anderen sechzehn Mann, auf deren Köpfen man sozusagen steht. Man spürt die schnelle Beschleunigung der Fahrt. Man öffnet den Mund, um den Luftdruck auszugleichen, die Fahrt geht sechshundert Meter tief. Wir fallen jetzt sechs Meter in einer Sekunde. Man reißt uns hinab.

Der Korb schwankt zwischen den Führungsschienen. In

dem schwachen Licht einer verstaubten Birne sieht man die breite Stahlschiene glänzen; ihre Oberfläche ist etwas gewellt, ausgeschlagen von der Reibung zahlloser Förderkörbe. An diesem unregelmäßig gespiegelten Licht beobachtet man die Schnelligkeit der Fahrt. Zweimal fliegt helles Licht vorbei, Bruchteil einer Sekunde, schnell wie der Schließverschluß einer Sportkamera: zwei höher gelegene Sohlen des Bergwerks münden hier, wir müssen tiefer. Das große Stahlseil, an dem wir schwerelos hängen, summt und klingt.

Langsamer saust das blanke Band vorbei, noch langsamer — schwankend hängt der Korb vor einem weiten, blendend weiß erhellten Tunnel.

Erster Eindruck: Hier ist ein Bahnhof, ein mächtiger Bahnhof in rasendem Betrieb. Hoch ist das Gewölbe, gemauert, weiß gefalzt. Vier Geleise laufen nebeneinander auf



Beim Zimmern.

Holzchnitt von Hermann Kästelhön, Essen.

beiden Seiten des Schachtes. Das Gewölbe hallt von donner-ähnlichem Lärm, mit dem die stählernen Kästen der Grubenwagen beim Bremsen und Anziehen aneinanderschlagen. Zischend fahren die Kolben der Preßluftlokomotiven hin und her, die großen weißen Augen der Maschinen schielen seitwärts (nach vorn zu sind sie abgeblendet). Die Grubenwagen werden in den Korb gestoßen. Das geschieht durch rollende Kettenbänder, die zwischen den Schienen liegen und mit Nocken unter die Wagen fassen. Männer, die an langen, blanken Hebeln stehen, steuern die Ketten.

Rangierbetrieb, ein großer, sehr geschickt und schnell arbeitender Rangierbetrieb. Unwahrscheinlich, daß das unter der Erde ist.

Die Männer stampfen in den Berg hinein. Hundert Meter hinter dem Schacht teilen sich die Schienen. Das Mauerwerk hört auf, die vielen Lichter hören auf. Jetzt sind es nur die Lampen, die schwingend von den Händen hängen, die den Stollen erleuchten. Es sind schwere Lampen, runde Körper

aus Metall, fast neun Pfund im Gewicht. Innen liegt die elektrische Batterie, der Leuchtkörper ist rund, wie bei einem Leuchtturm. Das Glas ist matt, so daß das Licht nicht blendet.

Noch einmal teilen sich die Schienen, noch einmal zweigt ein Stollen ab. Spärlicher werden die Lichter, die große Dunkelheit des Berges hüllt uns ein. Wir gehen durch einen Wald von Grubenholz. Dicht an dicht sind die Stützen an die Wand gestemmt, dicht an dicht liegen die Deckenträger. Was für ein Zimmerplatz!

Weich geht man, eben ist der Boden, dick mit Staub belegt, Gesteinsstaub. Eng wird der Stollen. Wenn Züge kommen, drückt man sich an die Wand. Und das ist das Unglaubliche, das völlig Unerwartete: hier, tief im Berg, hier weht Wind. Ein starker Wind, kalt wie die Luft oben auf der Erde ist, ein harter Wind, der durch die Kleider weht. Man könnte träumen: es wäre Nacht, man geht durch einen Wald, der Herbststurm hat ihn kahl geweht, es bläst, man schlägt den Kragen hoch, man schaudert.

Das „Wetter“ treibt uns tiefer in den Berg hinein. Der Berg arbeitet. Etwas von der Wildheit, mit der die Welt geboren wurde, steckt noch in ihm. Die Wände quellen Wärme aus, eine unheimliche Wärme, die nichts Wohliges hat, eine harte, vulkanische Hitze. Aus Gesteinspalten strömen Gase; der Berg hat ein Temperament, das „schlagende Wetter“ heißt. Er drückt die Wände der Stollen zusammen, biegt die Balken der Verzimmerung, die stählernen Schienen, zerquetscht die starken Holzstapel. Er schwisst Salze aus; einen Mantel von Stein legt er um die Kabel, die Rohre der Wetterführung, die Leitern. Es rieselt unter unseren Füßen, die auf Brettern gehen: da fließt eine dicke Ader von Wasser, tausend Liter in der Minute und mehr. Wenn die Pumpen im Schacht aufhören, das Wasser abzusaugen, ertrinkt das Bergwerk.

Erstaunliche Vorrichtungen, primitiv und raffiniert zugleich: da rollt ein vollbeladener Kohlenzug vorbei. Wir stehen an die Wand gedrückt zwischen den Balken der Verzimmerung. Der Zug hält. Der Führer der Druckluftlokomotive greift an einen Hebel, der von der Decke herabhängt: es beginnt zu regnen im Stollen, dünne, scharfe Wasserstrahlen. Langsam fährt der Zug weiter. Der Regenapparat rieselt über die Kohlenwagen, er schlägt den Staub nieder, der Explosionsgefahr bedeutet.

In Abständen von wenigen Metern begegnet man einer großen Platte aus Blech. Sie ist an Kabeln dicht unter die Decke des Schachtes gehängt. Ein Haufen von grauem Gesteinsstaub liegt auf der Platte. Eine Vorrichtung zur Sicherung: ereignet sich eine Explosion, ein schlagendes Wetter, dann wird der ungeheure Luftdruck, der den Schacht durchrast, den Staub von diesen Blechen herunterreißen. Der Staub wird sich vermischen mit dem explosiblen Gemisch aus Gas und Kohlenstaub, wird es chemisch so verändern, daß es nicht mehr explodieren kann. Die Kraft der Zerstörung selbst soll der Zerstörung Halt gebieten.

Wir sind jetzt eine Stunde Weg vom Schacht entfernt. Wir haben ein halbes Duzend mal die Richtung gewechselt, wir sind vorbeigekommen an Duzenden von Querschlägen. Mit Ralf waren die Namen der Flöze an die Wand gemalt.

Ganz langsam begreift man etwas von der Größe des Bergwerks, vom Netz der Gänge. Man begreift, daß es gewachsen ist wie die Wurzeln eines großen Baumes. Der Schacht ist der Stamm, die Wurzeln sind die Stollen, die sich verzweigen, einbohren in die Schichten, wo Kohle ist.

Wir dringen in einen Querschlag ein. Hier wird nicht Kohle abgebaut, es wird ein Weg gebahnt, der zur Kohle führen soll. Fünf Menschen arbeiten hier, ganz selbständig, ein kleines Bergwerk für sich. Vorn liegen zwei, die in den Berg eindringen mit langen Preßluftbohrern. Die Bohrer sind über zwei Meter lang, sie sind hoch überseht, drehen sich langsam. Die aluminiumgekapselften Motoren rotieren mit einem hohen Singen. Der graue Fels schrillt und klirrt. Die Bohrstange schwankt ratternd unter dem Druck, mit dem sie vorgepreßt wird. Die beiden Männer liegen schräg an ein Brett gelehnt. Das Brett liegt gegen die Bohrmaschine, wie eine Leiter an einem Baum. Der Druck, den die Muskeln und das Gewicht der Männer auf die Maschine ausüben, wird durch die Hebelwirkung des Brettes verstärkt. Die Vibrationen der Maschine übertragen sich nicht direkt auf den Körper der Bergleute. Das ist eine gute Erfindung, die sie selbst gemacht haben. Die beiden arbeiten fast nackt, nur mit einer Hose bekleidet. Schwarz ist ihre Haut, nur wo Schweiß durch Muskeltäler rinnt, sind weiße Streifen eingezeichnet. Hinter ihnen räumen Männer das Gestein, das bei der letzten Sprengung losgebrochen ist. Sie ebnen den Boden, legen Schienen, führen die Verzimmerung nach. Wenn die Bohrer zwei Meter in den Berg gedrungen sind, wird Sprengstoff in die Löcher eingeführt, man legt die elektrischen Zündkabel. Vor der

Sprengung drücken sich die fünf Mann in den Stollen. Sie arbeiten, wie fast überall im Bergbau, im Gedinge. Für den Meter, den sie in den Berg eindringen, zählt man ihnen je nach der Härte des Steins fünfzehn bis zwanzig Mark.

Läge die Kohle in den Bergen so, wie sie vor Erdperioden einmal gewachsen ist, dann wäre Bergbau einfach. Dann könnten die Stollen flach oder mäßig gewellt, parallel der Erdoberfläche, der Kohle folgen. Die Schienen der Grubenbahn könnten den Weg der Kohle gehen.

Die Wirklichkeit ist anders. Wir, die wir auf der grünen Oberfläche leben, sind stets geneigt, zu vergessen, daß wir uns auf einem Stern befinden, der fliegt. Daß der Boden, auf dem wir stehen, nur scheinbar fester Boden ist, daß wir nur zu kurzlebig sind, um den langen Atem zu verspüren, der die Rinde unserer Welt bewegt.

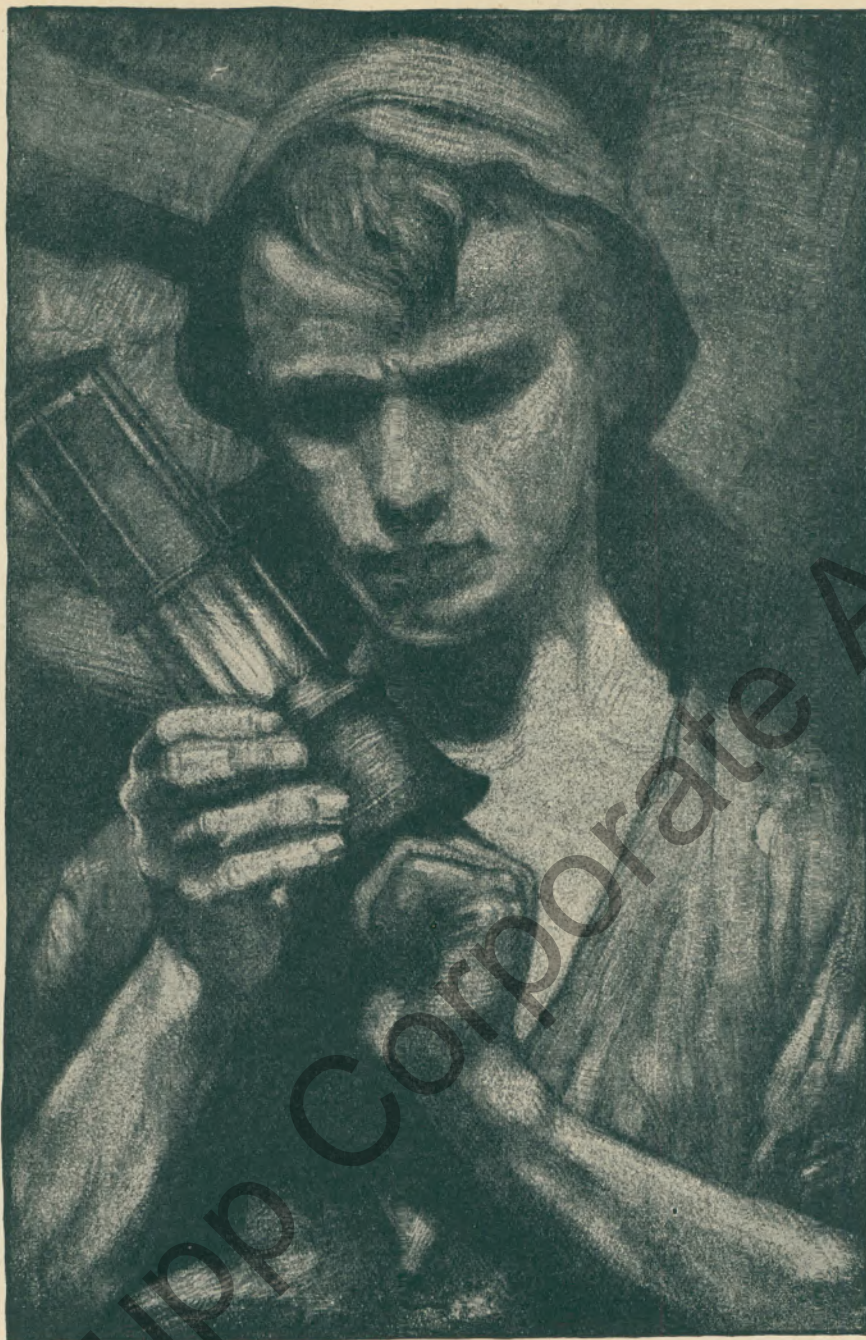
Gebirge wurden ausgebeult wie Blasen, Erdschichten wurden verworfen wie die Blätter eines Kartenspiels. Die Flöze des Reviers liegen kaum jemals parallel zur Oberfläche. Sie fallen steil in die waagrechten Sohlen der Bergwerke ein. Es verhält sich so, daß der Bergmann nach der Kohle klettern muß. Von dem Einfallwinkel der Kohle hängt die Art des Abbaues ab. Ist der Winkel steil, dann wird die Kohle von selber abwärts zur Sohle rutschen oder fallen. Ist der Winkel flach, dann wird die Schüttelrutsche eingebaut. Von ihr wird noch die Rede sein.

Wir kommen jetzt an einen „Ort“, eine Abbaustelle der Kohle. Unregelmäßig ist der Boden des Seitenstollens, Geröll von Kohle. Schräg sind die Wände, denn wir gehen jetzt in den Hohlraum abgebauter Kohle, in dem Diagonalschnitt durch das Flöz. Das Prasseln der Luftkammer wird lauter und lauter, das Geräusch kommt von oben her. Auf einmal wird der Blick zur Höhe weit.

Es ist, als wäre ein ungeheurer Baum gewachsen, hier im Berg, sechshundert Meter unter der Erde. Der Baum hat starke, nackte Äste, er wächst schräg in den Hohlraum schwarzer, glatter Wände. Und jetzt stelle man sich vor, daß in den Zweigen dieses Baumes Menschen sitzen. Sie liegen, hocken, stehen auf den Balken, schwarz wie die Kohle. Sie haben die Luftkammer an die Schultern gestemmt und schlagen auf die Kohle ein. Sie haben ihre Lampen ins Geäst der Verzimmerung gehängt. Das Weiß der Augen glänzt feucht und spiegelnd in dem matten weißen Licht. Die Luftkammer schrillen, wenn man sie an die Kohle setzt; dann wird der Ton dumpf durch den Widerstand des schwarzen Steins, und dann stürzt ein bröckelnder Fels von Kohle prasselnd abwärts. So klettern sie aufwärts im Berg, und unter ihren Füßen wachsen die Gerüste der Verzimmerung. Zum erstenmal ist mir die nahe Verwandtschaft klar geworden, in der Bergbau und Seefahrt stehen. Es ist das Elementarische an beiden Berufen, das das gleiche ist. Es ist derselbe Menschentyp, der sich daraus entwickelt. Unbegreiflich dem Verstand ist der geheimnisvolle starke Trieb, der Menschen über Meere und unter die Erde treibt.

Der Ort, von dem wir kommen, war ein starkes, gutes Flöz, es hatte eine Mächtigkeit von zwei Meter. Das gab Raum zum Stehen, gab Luft und reichlichen Arbeitsplatz. Der Ort, den wir jetzt auffuchen, ist ein dünnes Flöz, dicht an der Grenze der „Abbaumwürdigkeit“, ein Flöz von nur achtzig Zentimeter Mächtigkeit. Es fällt mit spitzem Winkel zur Sohle ein. Vom Seitenstollen aus erblickt man es wie ein langgestrecktes, schmales Fenster. Man sieht Licht da drinnen, man hört rhythmischen Lärm hohl, ähnlich wie von einem schnell fahrenden Zug. Da drinnen arbeitet eine Schüttelrutsche. Wir sehen ihren breiten, zuckenden Mund, aus dem ein Strom von Kohle polternd in die Grubentrage fällt.

Auf Leitern klettern wir in dieses schmale Fenster ein. Statt ist die Kohle, steil ist der Weg, den die Höhle nimmt. Auf



Bergmann.

Nach einer Steinzeichnung von Hermann Kätelhön, Essen.

Aus dem Werk „Arbeit“, I. Reihe.

Händen und Füßen kriechen wir. Dicht neben uns rückt die Schüttelrutsche zuckend hin und her: Rinne aus Stahlblech, die auf kleinen Rädern läuft. Von einer Haspel, einem Luftmotor wird sie in schnelle, hin und her gehende Bewegung versetzt. Sie schüttelt die Kohle, die die Häuer auf sie werfen, zur Sohle herab.

In dieser langen, schmalen, steilen Höhle liegen Menschen. Kriechen Menschen, schlagen mit Lufthämmern in die Kohle hinein, schaufeln die losgebrochene Kohle in die Schüttelrutsche. Die Leiber dieser Männer sind gekrümmt, in Stellungen, wie man sie auf einem Schlachtfeld bei Verwundeter sieht. Man stelle sich vor, wie es sein muß, wenn man in Liegen Kohle schaufeln muß, wie man die lange Schaufel handhabt über den eigenen Leib hinweg. Man stelle sich vor,

daß diese Arbeit verrichtet wird in einem schwarzen Nebel von Kohlenstaub, daß der Lärm der Hämmer, der fallenden Kohle, der zuckenden Eisenrinne so groß ist, daß man schreien muß von Mund zu Ohr, um sich zu verständigen. So kriechen sie, würgen sie, schwarz, unkenntlich im trüben Nebellicht der Grubenlampen. Wunderbare Menschen! Man müßte Bücher füllen über die Geschicklichkeit ihrer Bewegungen, Skizzenbücher mit den Stellungen, wie sie sich hineinwinden in den Berg. Wie sie Stützbalken schneiden und verzimmern, alles im Liegen.

Vorstehender Ausschnitt ist mit freundlicher Genehmigung des Verlages S. Fischer, Berlin dem eben erschienenen reich illustrierten Werk von Heinrich Hauser, „Schwarzes Revier“ entnommen. Der Ganzleinenband kostet 8,— RM.



Der Ruhrbergbau als Verbraucher industrieller Erzeugnisse.

Die Zeche „Minister Stein“ der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft. Links der Schacht „Emil Rirdorf“.

Von Dr. Matthias, Essen.

Im Hauptbahnhof in Essen hängt eine Tafel:
Kohlenwagen-Gestellung im Ruhrbezirk.
am Gesamtgestellung }
Davon für Kohlen, Koks und Bricketts. . . }
angefordert }
gestellt }
gefehlt }

Wagen zu
je 10 t
gerechnet.

Allabendlich werden die betreffenden Zahlen angeschrieben. Während nun Fremde achtlos an ihr vorbeilaufen, machen die Eingeweihten oft einen Umweg, nur um einen Blick auf die Tafel zu werfen. Warum ist sie all diesen Ingenieuren, Generaldirektoren,

Bergräten, Betriebsführern, Geschäftsreisenden usw. so besonders wichtig? Weil sie das Wirtschaftsbarometer für Deutschlands Industrie, ja für ganz Deutschland darstellt. Denn die Stellung der Ruhrkohlenindustrie als Versorgerin und Abnehmerin ist so überlegend, daß ihr Gedeihen rasch und unmittelbar auf alle anderen deutschen Industrien einwirkt. Dies Gedeihen tritt zu allererst sinnfällig in

den Zahlen der Tafel in die Erscheinung, die also dem kaufmännisch Eingestellten in groben Umrissen Antwort auf die Fragen geben: Kann ich kaufen? oder kann ich verkaufen?

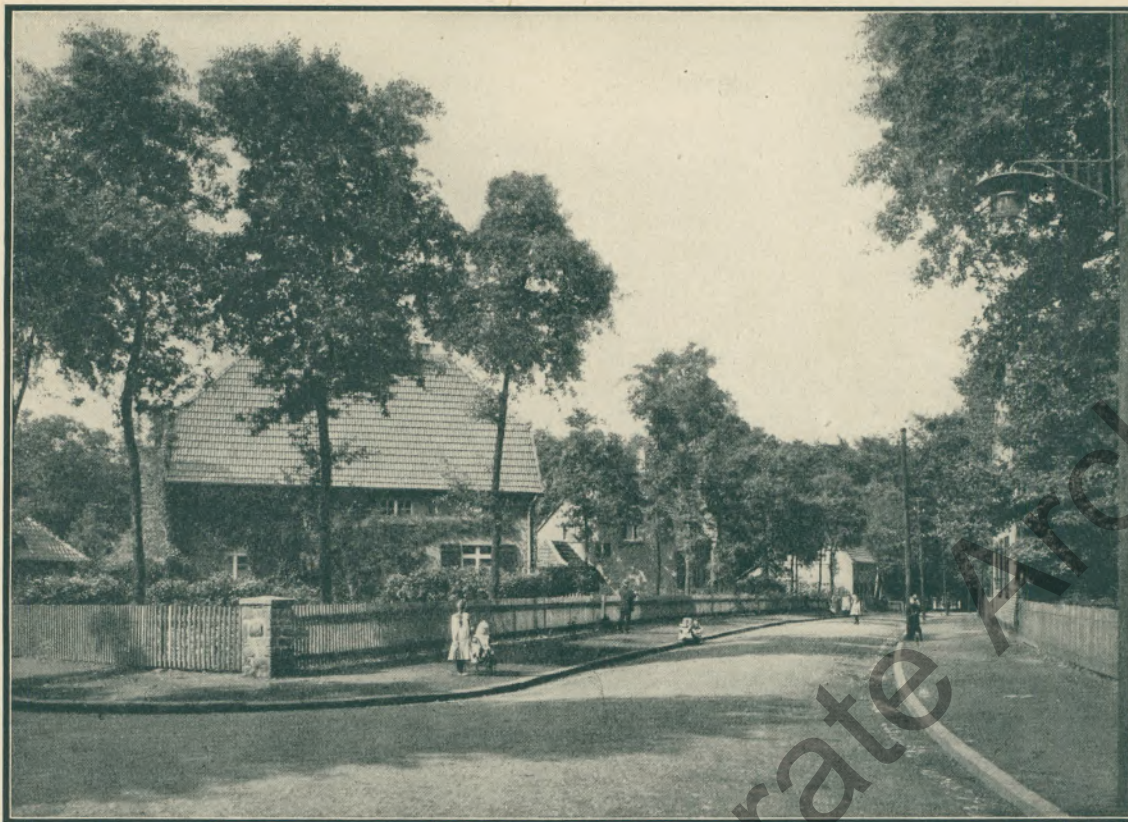
Während nun die Bedeutung des Ruhrbergbaues als des bedeutendsten Steinkohlenlieferers durch die Zeiten des Brennstoffmangels auch der großen Menge klar geworden ist, wird auch heute noch die Stellung der Ruhrkohle als Verbraucherin

der Erzeugnisse anderer Industrien lange nicht ausreichend gewürdigt. Allzu leicht verfällt man in Laienkreisen der Versuchung, die riesenhaften Aufwendungen der Zechen für technisch-wirtschaftlich-soziale Erhaltung und für Modernisierung zu gering zu achten. Gibt man sich aber einmal die Mühe, bei der Besichtigung einer neuzeitlichen Zeche das zu vermerken, was von anderen Industrien geliefert, gebaut und aufgestellt werden muß, weil es die Zeche aus Eigenem nicht erstellen kann, so ergibt sich ein außerordentlich anziehendes Bild lebens-



Schwarze Diamanten.
Kohlenzüge auf der Zeche „Graf Moltke“.

digsten Lebens, ein Gewirr von Beziehungen und die Erkenntnis raschesten Umsatzes der Einnahmen in neue Ausgaben,



Eine vorbildliche Bergarbeiter-Siedlung.
Die Siedlung Bertlich der Bergwerks-Aktiengesellschaft Recklinghausen.

alles in verwirrendem, rasendem Wechsel für den Außenstehenden, dem Bergmann aber nur die technisch-logisch geordneten Maßnahmen zur Erfüllung der Grundforderung: Kohle fördern!

Der Weg zur Zeche führt über eine wohlgepflegte, der Zeche gehörende Straße. In einem Basaltbruch an der Lahn wurden die Pflastersteine gebrochen und zugebaut. Das Material der Bordsteine ist schlesischer Granit, und der Bürgersteig ist aus Teerschotter (Basaltsplitt und Dickteer). Im Straßenuntergrund liegen die mächtigen Betonrohre der Kanalisation und die gußeisernen Röhren für Fernsprech- und Starkstromkabel. An der Herstellung dieser Straße sind also sechs Industrien beteiligt, die Steinbruch-, Straßenbau-, Leerverwertungs-, Zement-, Eisen- und Elektroindustrie. — Vor uns liegt die Zechanlage. Ein mächtiger Zaun umschließt sie. Ernst und gewaltig wie Denkmäler der modernen Zeit ragen die Fördertürme, die Schachthalle und die aus Eisenbeton gefügte Wasche empor. Weithin erstrecken sich die Maschinenhallen und Werkstätten sowie die Waschkau mit ihren hohen und hellen Riesenfenstern. Freundlicheren Anblick bietet das Verwaltungsgebäude mit den davorliegenden Grünanlagen. Alle mit der Ausführung solcher Industriebauten Vertrauten, normale Bauindustrie, Eisenhochbau, Eisenschmiedbau, Eisenbetonbau, mußten sich erst an das Gestalten in neuzeitlichem Baustoff gewöhnen. Männer wie Peter Behrens wiesen den Weg, und das, was in neuester Zeit entsteht, wirkt ansprechend durch schlichte Zweckmäßigkeit bei klarer Führung der Linien. — Eine geräumige Halle empfängt den Besucher. Neben den Arbeitsräumen des Betriebsführers liegen die Büros der Grubensteiger, von der Halle durch Glaswände mit Schaltern getrennt. Die Innenausstattung ist einfach und zweckmäßig — große Tische, Schränke für die Bücher, Journale usw., den ganzen „Schreibraum“, Stühle, Waschgelegenheit. Eine große Anzahl von Sonderindustrien wirkt bei dieser Ausstattung zusammen, von der Ton- und Steinzeugindustrie, die den Boden- und

Wandplattenbelag lieferte, über die Möbelindustrie, die Bürobedarfindustrie, die Blei- und Farbstift- und die Stahlfederfabriken bis zu den Spezialisten für Wascheinrichtungen, die alle ihrerseits weiteren Industrien Beschäftigung geben. Die Wandplatten wurden in den Tonwerken von Baden, Hessen oder Sachsen gebrannt, Sachsen lieferte die Holzbearbeitungsmaschinen für die Herstellung der Möbel, Baden, Schlesien oder Brandenburg die Möbelbeizen, Sachsen den Möbelloack; Bayern stellte die Blei- und Farbstifte zum Teil aus eigenem, zum Teil aus norddeutschem, in Hannover gefertigtem Material her, die so einfach aussehenden Waschbecken an der Wand endlich entstanden aus den Erzeugnissen der keramischen Industrie und der Metallindustrie (Kräne, Anschlußbleirohre), während die Gummiindustrie die Abschlußstöpsel lieferte. — Im ersten Stockwerk, über den Büros, liegen die Baderäume für die Grubenbeamten. Aus dem bisher besichtigten Gebäude tritt man in die große Mannschaftskau, den Wasch- und Baderaum für die gesamte Belegschaft. Der Laie kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, was es heißt, für 3500 Mann die Möglichkeit zum Waschen und Baden und zum Aufbewahren der Kleider zu schaffen, wie dies gesetzlich vorgeschrieben ist. Jahrelanger kostspieliger Versuche und gründlichsten Nachdenkens bedurfte es, um Waschkaueneinrichtungen des jetzigen Typs herauszubilden, den man als absolut zweckentsprechend bezeichnen kann. Eine langgestreckte, 12 bis 14 Meter hohe Halle; an den Längswänden die Brauseräume, gegen die Mittelhalle durch hohe Rachelwände abgeschlossen, unter sich geschieden in den Raum für Jugendliche und den für Erwachsene; die Mittelhalle ausgefüllt von den Kettenrechen, die der Belegschaft das diebstahlsichere Aufbewahren der Kleider ermöglichen; die eine Stirnwand enthält den Durchgang nach den erwähnten Beamtenräumen, und in Höhe des ersten Stockes ist die Brücke für den Aufseher, der zugleich die Warmwasserzufuhr regelt, angebracht; durch die andere Stirnwand gelangt man zur Lampenstube. Diese



Die Waschkäue der Zeche „Prinz Regent“ (Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“).

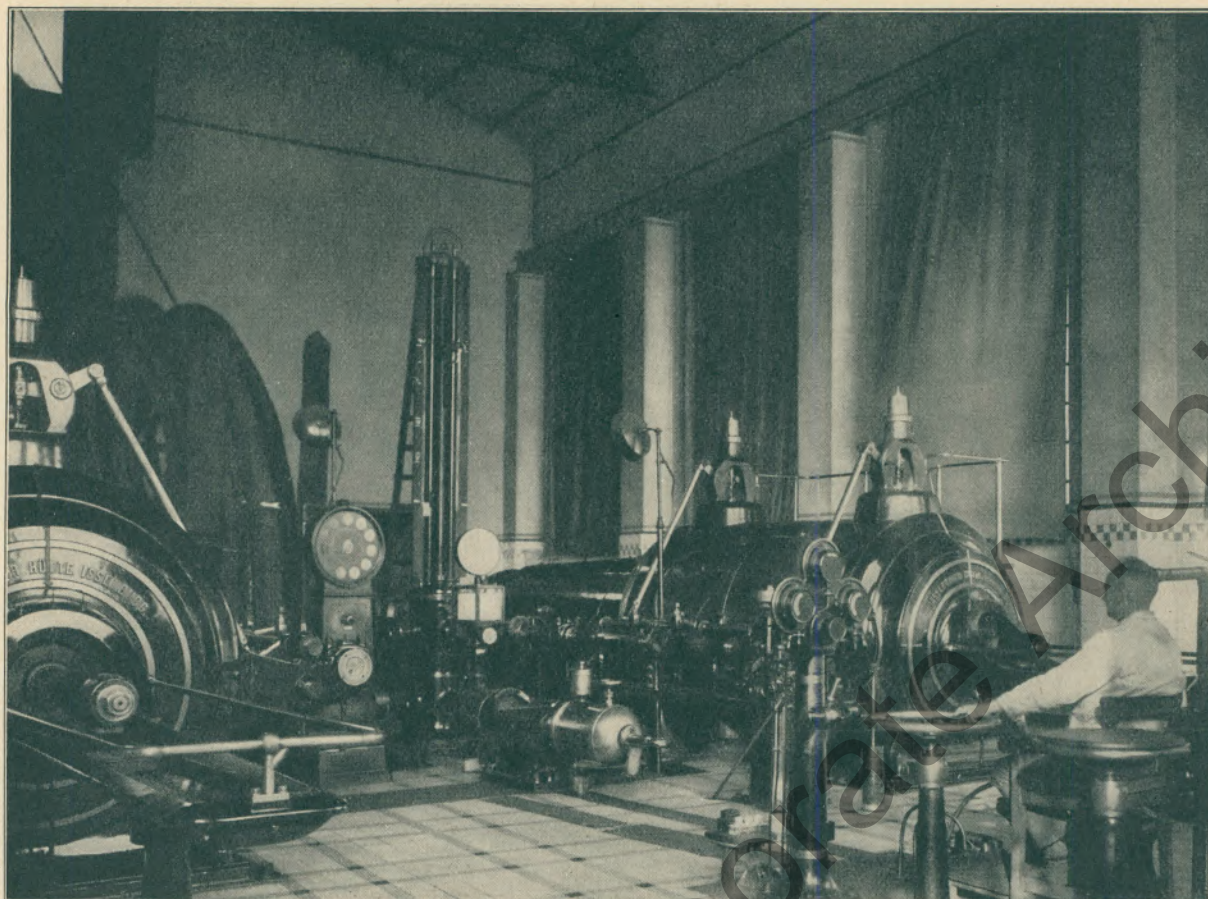
Unter der Decke hängt, an Kettenrechen diebstahlsicher aufbewahrt, die Übertagelendung der Bergleute.

(Im Gegensatz zum englischen Bergbau, wo der Bergmann sich nicht umziehen pflegt, sondern in schmutziger Arbeitskleidung seinen vielfach langen Heimweg zurücklegen muß, ist im deutschen Bergbau der Kleidertwechsel allgemein üblich.)

Beschreibung in großen Zügen läßt auch nicht annäherungsweise erkennen, welche Fülle von Kleinarbeit in dem fertigen Bau steckt und wie weite Kreise zur Vollendung zusammenwirken mußten. Die Teile der Wasserleitungen, die Einrichtung zur Wasserverteilung, die Brausevorrichtungen, die Holzgroste in den Baderäumen, die Vorrichtung zum Absaugen des Schwadens, die Kettenrechen mit ihren Ketten und Schlössern (jeder Mann sein eigenes Schloß!), der Fußboden, die Kachelwände, die Entlüftung der ganzen Käu, die Verglasung der Fenster, die Beleuchtung, die Heizung — jeder dieser Teile ist Gegenstand einer Sonderindustrie, die ihrerseits von der einen Industrie „Spezialität Waschkäuen“ in Nahrung gesetzt wird. Es ist nicht zu verwundern, daß das Ergebnis dieser sorgfamen Zusammenarbeit Gegenstand größter Bewunderung aller ist, die es jemals gesehen haben, und die Westfalen sind besonders stolz darauf, daß eine Dortmunder Firma es ist, die diesen hervorragenden Normaltyp der Waschkäue geschaffen hat. — Von gleicher Vielseitigkeit ist die Auswirkung des Baues der Lampenkuben, die man nach dem Verlassen der Waschkäue betritt. Jeder Arbeiter hat dort seine Lampe, und

zwar, entsprechend den bergpolizeilichen Vorschriften, eine elektrische Akkumulatorlampe. Schon diese Lampen bedingen zu ihrer Fertigstellung der mittelbaren und unmittelbaren Hilfe einer langen Reihe von Industrien. Die Hüttenwerke liefern die Rohstoffe, die Metallindustrie stellt die Legierungen für das Gehäuse her, das in den Werkstätten der Lampenfabriken fertiggestellt wird. Chemische Werke bieten die Grundstoffe für die Akkumulatoren, die Glühlampenindustrie, gestützt auf Glas- und Metallindustrie, stellt die kleinen Birnen, Zeiß oder Schott liefern die Zylinder. In der Lampenkube selbst kommen die Vorrichtungen zum Laden der Akkumulatoren, zum Reinigen und Prüfen sowie zum sicheren Verschließen der Lampen, die Aufhängerechen, die zu jeder Lampe gehörige Kortrellmarke u. dgl. hinzu.

Auf dem kurzen Gange bis zur Lampenkäue ist der Besucher den Erzeugnissen folgender nicht zum Bergbau gehörenden Industrien begegnet: Steinbruch-, Straßenbau-, Leerverwertungs-, Zement-, Eisengießerei-, Elektro-, Bau-, Eisenhoch-, Eisenfachwerkbau-, Eisenbetonbau-, Holz- und Steinzeug-, Möbel-, Bürobedarfs-, Blei- und Farbstift-, Stahl-

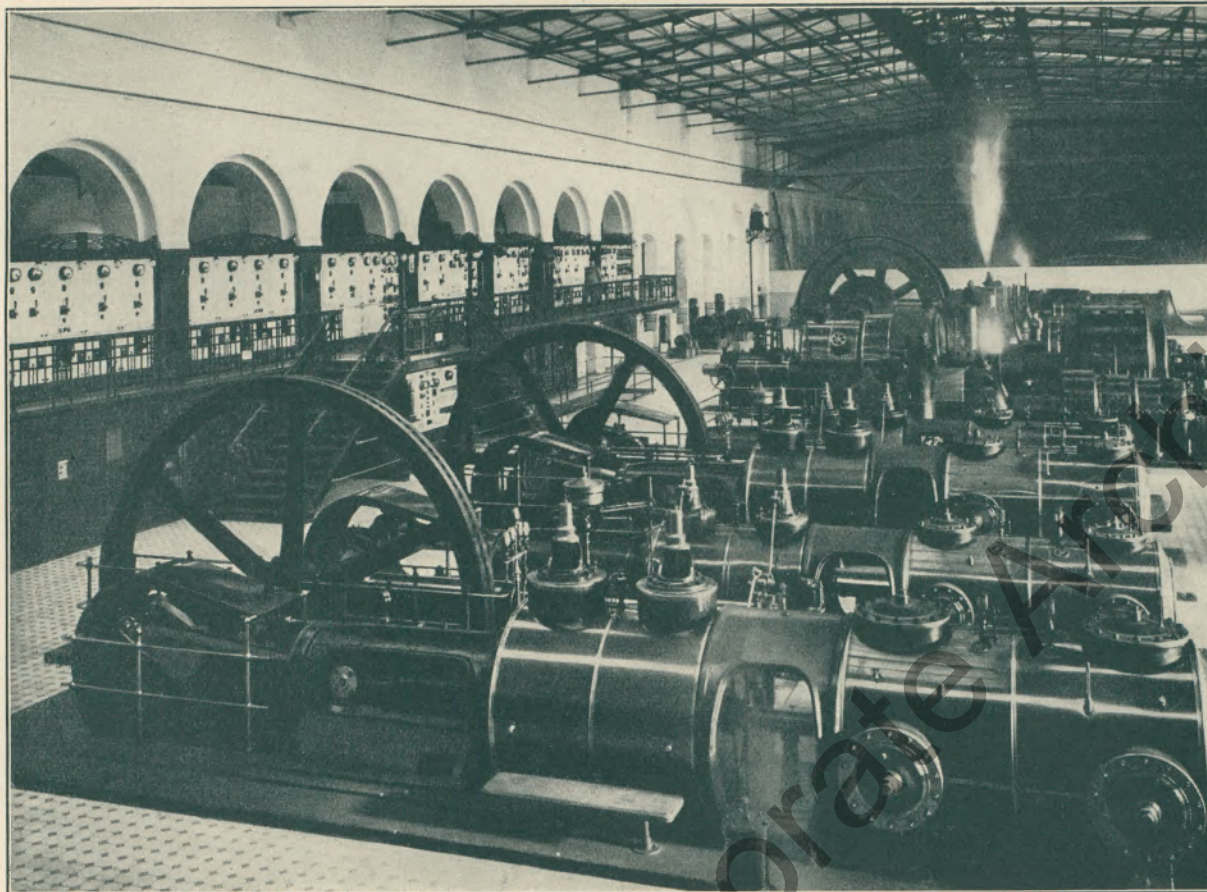


Ein verantwortungsvoller Posten.
Der Fördermaschinist der Zeche „Karolinenglück“ bei Bochum.

feder-, Farben- und Lack-, Metall-, Gummi-, Kleiseisen-, Glas-, Papier-, Beleuchtungs-, Heizungs-, Hütten-, Chemie-, Glühlampenindustrie. So außerordentlich groß diese Fülle erscheint, so ist der Wirkungsbereich des Ruhrbergbaues damit doch noch keineswegs begrenzt. Je mehr man die Beschäftigung ausdehnt, desto weitere Ausblicke bieten sich, desto verwickelter erscheinen dem Betrachter die Beziehungen zwischen Zeche und Lieferindustrien.

Durch einen geschlossenen Gang gelangt man zur Schachthalle und zur Hängebank. Ohrenbetäubender Lärm, Rasseln, Quietschen, Kreischen, Dröhnen, Glockensignale, Pfeifen, Schreien umtobt die Besucher. Hier kommen die mit Kohlen gefüllten Wagen an, leere Wagen werden auf die Förderkörbe aufgeschoben — ein Glockenzeichen, ein kurzes Senken des Korbes, wieder rollen zwei Kohlenwagen ab, zwei leere auf. Viermal der gleiche Vorgang, dann ein anderes Glockenzeichen, und der Korb stürzt sich wieder in den Schacht. Saufend gleitet das armstarke Förderseil. Wenige Sekunden, eine Glocke schlägt an — plötzlich kann man erkennen, daß das Seil aus mehreren Einzelseilen, die zu einem großen Seil vereinigt sind, besteht — die Fördergeschwindigkeit hat abgenommen. Mächtige Ketten tauchen auf; an ihnen hängt der andere Förderkorb, der nun an der Hängebank stillsteht. Sofort beginnt wieder das Abziehen der geladenen und das Aufschieben der leeren Wagen, im gleichen rasenden Tempo, denn Schachtfördersekunden kosten Geld, viel Geld, und was unter Tage durch Einsetzen zahlreichster Maschinen an Zeit und Menschenkraft gespart worden ist, darf nicht durch langsames Abfertigen der Förderkörbe wieder verlorengehen. So werden auch an der Hängebank die meisten Arbeiten von Maschinen und mechanischen Vorrichtungen getan, wie Aufschieben der Wagen, Entleeren der Kohlenwagen und Wagen-

umlauf in der Schachthalle; der Mensch bedient nur noch die Hebel, die die Maschinen in Tätigkeit setzen, teilweise ist der Betrieb sogar ganz selbsttätig. Der große Wert, den die rasche und störungsfreie Abwicklung der Förderung hat, führte also zu immer sorgfältigerem Ausbau aller der Förderung dienenden Einrichtungen. Den Höhepunkt technischen Schaffens in diesem Sinne stellen die Fördermaschinen der Hauptschächte dar, wahre Riesen, die Leistungen von 1000 bis 1500 PS haben und trotzdem auf leisesten Hebeldruck ansprechen. Diese Maschinen sind mit einer großen Zahl selbsttätiger Sicherheitsvorrichtungen versehen, da von ihrem einwandfreien Arbeiten der gute Gang der Förderung abhängt, vor allem aber deshalb, weil bei Schichtwechsel an den von ihnen bewegten Seilen viele Menschen hängen, fehlerhafter Lauf also schreckliche Folgen haben müßte. Es würde ermüden, wollte man alle die Industrien im einzelnen aufzählen, die am Aufbau der geschilderten Einrichtungen Teil haben. Wer eine große Zeche mit offenen Augen besichtigt, wer die Menge der Maschinen, die Fördermaschinen, Kolben- und Turbokompressoren, die Wasserhaltungsmaschinen, die Gasmaschinen und Turbinen, die elektrische Kraft erzeugen, die zahlreichen Elektromotoren gesehen hat, der wird vielleicht entfernt ermessen können, welche Fülle von Arbeit zum Planen, Entwerfen, Konstruieren und Bauen all dieser Industrieerzeugnisse nötig war. Diese Arbeit aber ist Brot für Tausende, die in den verschiedenartigsten Werken Deutschlands schaffen. Nicht unerwähnt dürfen an dieser Stelle die sehr zahlreichen, den mannigfaltigsten Zwecken dienenden mechanischen Hilfseinrichtungen bleiben, wie Wagenaufschiebevorrrichtungen, Signalanlagen aller Art, Spills und Hähnel, Becherwerke, Schiebebühnen und dgl. — In möglichster Nähe der Maschinenhallen stehen die Kesselhäuser, in denen die ge-



Im Kraftwerk
der Zeche „Prinz-Regent“ der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“.

waltigen neuzeitlichen Dampferzeuger untergebracht sind. Längst sind die Zeiten vorbei, da es fast unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete, Dampf von höherer Spannung als 3 atm. abs. zu erzeugen, da z. B. die Zeche Graf Beust ihre „Hochdruckdampfessel“ nicht in Betrieb halten konnte, weil sie hoffnungslos leckten und kein Feuer zu halten war (um 1845). Dampfessel von heute sind Maschinenanlagen für sich — selbsttätige Wanderroste, selbsttätiges Speisen und Abschlacken, selbsttätige Zugregelung und Rauchgasprüfung sowie selbsttätige Entaschung. Heizer gibt es nicht mehr, nur noch Kesselwärter, denen die Überwachung des einwandfreien Ganges der Kessel obliegt, und die eine Fülle von Maschinen und Maschinchen für alle vorkommenden Fälle zur Verfügung haben. Es gibt kaum eine Industrie, deren Erzeugnisse hier im Kesselhause nicht zu sehen wären, angefangen mit den Eisengießereien, den Eisenwalzwerken aller Art, fortfahrend mit den Industrien der Metalle vom Platin bis zum Blei, der Maschinenindustrie, der Elektro-, Ziegelei-, Ton-, Glas-, Papier-, Gummi-, Leder-, Porzellan-, Zementindustrie bis zur optischen und chemischen Industrie und zum Öl. Es fehlen wohl nur die Sprengstoff- und die Nahrungsmittelindustrie.

Nicht weniger vielseitig als die geschilderten, der Förderung und Krafterzeugung dienenden sind die Zechenanlagen, die dazu bestimmt sind, die Kohle marktfähig zu machen (Sieberei und Wäsche) und aus der Feinkohle Koks herzustellen, sowie endlich aus Gas und Leer die wichtigen, für die neuzeitliche Volks- und Weltwirtschaft unentbehrlichen Stoffe zu gewinnen (Kokerei und Nebenproduktenanlage). Eine Erörterung im einzelnen würde weit über den Rahmen eines kurzen Aufsatzes hinausgehen.

Es bleibt nur noch der Hinweis auf gewisse, dem Bergbau scheinbar völlig fernstehende Industrien übrig. An erster

Stelle ist da die Holzindustrie zu nennen. Ein Blick aus den Fenstern der Schachthalle zeigt dem Besucher den riesigen Holzplatz, auf dem ganze Wälder in Gestalt von Stempeln und Schalhölzern liegen. Nach Stärke und Länge in Stapeln wohlgeordnet, lagert dort etwa ein Viertelsjahrsbedarf. Dazu kommen die Unmengen von Bauholz, das in den Gebäuden der Zeche und ihrer Arbeiter- und Beamtenkolonien eingebaut ist. Nun begreift man die katastrophalen Wirkungen, die ein Streik im Ruhrbergbau in weit entfernten Bezirken haben muß, deren einziger Reichtum der Wald ist.

Der Abtransport der Zechenerzeugnisse erfolgt zum weitaus größten Teil mit der Eisenbahn, außerdem auf dem Wasserwege und, im Nahverkehr, mit Fuhrwerk. Für die beiden letzten Transportarten verfügen die Zechen über eigene Fahrzeuge, auf diese Weise der Schiffbauindustrie sowie dem Wagen- und Kraftfahrzeugbau unmittelbar Beschäftigung gebend. — Endlich erstreckt sich der Wirkungsbereich der Zechen auch auf die Nahrungsmittelindustrie, deren Erzeugnisse in den bergbaulichen Konsumanstalten laufend sichere Großabnehmer finden, und auf die Feuerindustrie, die die Geräte und Einrichtungen für den Schutz der ausgedehnten und wertvollen Anlagen und Vorräte zu liefern hat.

Damit ist der Kreis geschlossen und in großen Zügen die Begründung dafür gegeben, daß jene Tafel im Essener Hauptbahnhof so weitgehende Beachtung findet. Es gibt eben keinen Erwerbszweig in Deutschland, dessen Gedeihen nicht mehr oder minder eng mit dem des Ruhrbergbaues verknüpft wäre, oder mit anderen Worten ausgedrückt: Ganz Deutschland hat Kapital in den Zechen des Ruhrbergbaues investiert, und die Tafel gibt einen gewissen Anhalt für die voraussichtliche Verzinsung und für die Zweckmäßigkeit weiterer oder anderweitiger Kapitalanlage.



Schachthauer.
Lithographische Studie von L. G. Schmidtbauer.

Theodor Obermeyer.

Behn Ausschnitte aus dem gleichnamigen Roman von Wilhelm Engelke*.

(Copyright 1929 by Georg Westermann, Braunschweig.)

I. Begegnung mit Obermeyer.

Als Abschluß der Tagung eines Ingenieurvereins im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, der ich zufällig als Gast beigewohnt hatte, fand die Besichtigung einer der dortigen Kohlengruben statt. Ich entschloß mich noch in der letzten Viertelstunde, mit einzufahren. Diesmal nicht so sehr aus technischen Neigungen, da mir die großen Neuerungen unter Tage, vor allem die Einführung der Preßluftbetriebsmittel, von ein paar Besuchen während der letzten Jahre hinreichend bekannt waren, sondern weil beabsichtigt wurde, den Gegensatz der neuen und der alten Art des Abbaues durch die Besichtigung moderner und verlässener Schachtanlagen zu studieren.

Aber das wissenschaftlich-technische Studium dieses Unterschieds allein hätte mich damals wohl auch nicht übermäßig gereizt. Vielmehr drängte mich das von meinen früheren Grubenfahrten triebmächtig fortwirkende Begehren, nach

dem zerrüttenden Lärm großstädtischen Lebens die Schauer ungeheurer Einsamkeit in mir zu erneuern, die mich weder im nebligen Hochgebirge noch auf stürmender See mit solcher Erlebnissgewalt ergriffen hatten wie in der nachtschwarzen Totenstille der Schächte und unter der feuchenden Wucht des andringenden Kohlengebirges.

Wir zogen Bergmannskleidung an und empfingen Grubenlampen. Dann trat der Wettersteiger zu uns und teilte mit, daß er uns führen müsse, weil der Direktor im letzten Augenblick durch eine Rücksprache mit einem Vorstandsmitgliede der Zechengruppe verhindert worden sei; er werde aber, wenn möglich, später selber nachkommen.

Wir gingen dem Maschinenhause zu, auf dessen Dache mit spielender Leichtigkeit das Seilrad des Förderkorbes lief. Nachdem der Wettersteiger die üblichen Verhaltensmaßregeln verkündet, die Behandlung der Grubenlampen erläuterte und uns abgezählt hatte, fuhren wir ein.

In abschüssiger Glitsch rutschten wir ins fliehend Bodenlose, vorbei an den taghell erleuchteten Füllorten der Sohlen, deren Lichtschein bliggrell durch den in neue Nacht niederjagenden Förderkorb schlug, und an dem aufwärts strebenden

* Wir verdanken die Erlaubnis zum Nachdruck der Ausschnitte dem Entgegenkommen des Verlages Georg Westermann in Braunschweig. Der 514 Seiten starke Roman kostet in Ganzleinen 8,50 RM.

Zwillingskorb, der auf Fahrtmitte neben uns kreischend nach oben glitt. Dies und die beklemmende Geschwindigkeit des gleichförmigen Sturzes sowie das klingende Sirren und Singen des niederschwingenden Stahlseils und das Schleifen und Schloddern des Korbes spannte die Gesichter, namentlich der zum ersten Male Einfahrenden, mit beherrschter Unruhe.

Sie schien noch größer als in Wirklichkeit, weil das schräg von unten auffallende Licht unserer Grubenlampen die Muskeln der Gesichter und Hälse und die Augenhöhlen fremdartig erhellte. Dann schlug der Korb mit leichtem Ruck auf, und wir trafen ins Freie der Sohle Sieben, sechshundertneunzig Meter in der Tiefe.

Ich wollte nach der zerstörenden Unrast der Sinne und der Seele eine Weile stillestehen; abseits dem Unzerstörbaren in die ernstesten Augen blicken; nach dem Sinn der Welt und meines eigenen Lebens fragen.

Eine Zeitlang mochte ich so gegessen haben, den Gesichtsen anheimgegeben, die in der Störungslosigkeit dieser Menschenferne an mich herantraten. Da tauchte rückwärts im Stollenabschnitt, den wir vorhin gemeinsam begangen hatten, ein flirrendes Licht auf. Augentrug konnte es nicht sein; denn die Bewegungen erfolgten im Takt, waren im Ausschwingen gleichmäßig begrenzt, und ferner laut von Tritten wurde unterscheidbar. Offenbar kam ein Bergmann den Weg herauf, vielleicht ein Steiger, der das Revier überholte.

Wie er so dahinschritt, erschien er mir als ein Gleichnis aller Erdenwanderung: dunkel der Ausgang, steinig und mühsam der Weg, ungewiß das Ziel: nur der gegenwärtige Umkreis durch die Lampe matt erhellte.

Mit fast körperlicher Wucht fiel die Gewalt dieses Gleichnisses über mich: so dürftig und so klein ist auch der Strahlungsbereich des Menschengestes; nur hinreichend, daß das Auge die nächste Wegstrecke erkennt und der Fuß den Halt nicht verliert, während auf- und abwärts unendliches Gebirge sich türmt und stuft und unbegangenes Gebiet nach allen Seiten hinausfließt. Was auf meiner Bahn in dem trüben Strahlenraume vor meine Augen tritt oder von der Hand erfaßt: begriffen wird, das hatte man Vorstellung, Begriff, Erkenntnis, Erfahrung genannt und ihm die ungeheure schwarze und schweigende Bergwelt ringsumher gegenübergestellt als das Unerfahrbare, Transzendente, dessen harte Felsenwände der zudringend erfassenden Hand ebenso ehern wehren wie dem erhellenden Strahl.

Indessen klang aus dem dunklen Stollen, von dessen engen Wänden zusammengebündelt und fortgeschneilt, immer deutlicher der Schall des heranwandernden Bergmanns: fest und sicher und pausenlos kam er näher und prägte seine Lautspuren unabweislich in das Säusen des Gebläsewindes.

Wenige Schritte vor mir blieb der Ankömmling stehen, hob meinem Gesichte die Lampe entgegen, und eine ruhige, dunkle Stimme sagte: „Glück auf!“

Ich erwiderte ebenso.

Nach einer Pause des Schweigens trat er herzu, schob beim Niedersehen sein Licht an meinem Kopfe vorbei und fragte: „Was machen Sie denn hier?“

Es war herrisches Begehren in der Stimme.

„Ich habe mich soeben selbst danach gefragt und glaube, ich warte auf Erleuchtungen.“

Er wandte sich für einen Augenblick zur Seite und sah mich an. „Während der Schicht?“

„Ich gehöre nicht zur Belegschaft, sondern zum Verein, der eingefahren ist.“

Wieder blieb es eine Weile still.

„Welcher Art sind denn die Erleuchtungen, auf die Sie warten?“

„Schwer zu sagen; aber wenn es Sie interessiert, könnte ich Ihnen die nennen, die Sie selbst mir gebracht haben,“ und ich erzählte ihm kurz, wie mir sein Heranschreiten im

Stollen, durch die begünstigte Anschauung gefördert, als ein kräftiges, deckendes Symbol unseres dunklen, unsicheren Erdendaseins erschienen sei: aus unterschiedloser Nacht durch Licht und prägende Tat in neue Dunkelheit.

„Merkwürdig; ich habe Ähnliches gedacht.“

„Es scheint in der Luft dieses verlassenen Stollens zu liegen.“

„Nein, es liegt an uns; an der Fracht der Erfahrungen, die wir übernommen haben. Hier in der Stille merken wir nur, wie Risten und Fässer sich stoßen.“

Die Stimme ließ erkennen, welches Gewicht sein Ladegut haben mochte. Deshalb und weil mir der vorausgegangene Verein wieder einsiel, sagte ich: „Ich darf den Wettersteiger nicht mehr warten lassen. Wollten Sie auch vor Ort?“

„Nein; aber ich kann ja mitkommen.“

Er öffnete die Brettertür und sah mit abgekehrter Lampe den Stollen hinauf. Er war schwarz und still.

„Der Verein ist wohl schon weiter voraus. Wir können einen Richtweg einschlagen und treffen die anderen dann auf Sohle 8.“

„Sind Sie dort beschäftigt?“

„Nein, ich arbeite schon viele Jahre über Tage und komme aus einem anderen Grunde hierher.“

Jetzt zweifelte ich nicht mehr, einen Kontrollbeamten vor mir zu haben, und meinte: „Sie wollten für alle Fälle hinter dem Verein dessen Marschroute überholen.“

Er stand halb weggewandt und schwieg eine geraume Zeit. Sein Kopf war gesenkt, und seine Schultern, vom Schatten überhöht, sahen von rückwärts aus wie eine bucklige Felsbrocke.

„Auch nicht. Aber heute ist der Jahrestag der Kämpfe um Mons und Charleroi. Dabei blieb mein einziger Junge.“

Ich wäre jetzt am liebsten weit weg gewesen, um ihn, der offensichtlich zum Gedächtnis seines toten Sohnes in die Grube gefahren war, nicht zu stören. So standen wir beide schweigend in der Einsamkeit der Tiefe. Fern hinter uns rief der klagende Luftzug des Gebläses wie Geisterstimme: als ob der betrauerte Sohn aus dem Schlachtlärm heraus sich kundgäbe und heranzöge zur schmerzlichen Seligkeit dieses Stelldicheins; als ob er den weiten Weg vom Kampfplatz schon zurückgelegt und nun, in Hörweite, nicht mehr die Kraft habe, den Stein des Berges zu durchstoßen und aus der schwarzen Stollenwand herauszutreten. Da gibt es weder Trost noch Hilfe.

„Ich gehe schon langsam weiter.“

„Und ich darf nicht hierbleiben.“

Er ging wieder vor mir dahin, aber seine Schritte wurden zunehmend langsamer; zuletzt blieb er stehen und sah mich an. „Haben Sie mal bedacht, was für armselige Geschöpfe wir Menschen sind? Einer weiß in der Welt vom anderen nichts, und wenn er dahin ist, nicht einmal, ob es ein Ende mit ihm hat oder ob er lebt und fühlt.“

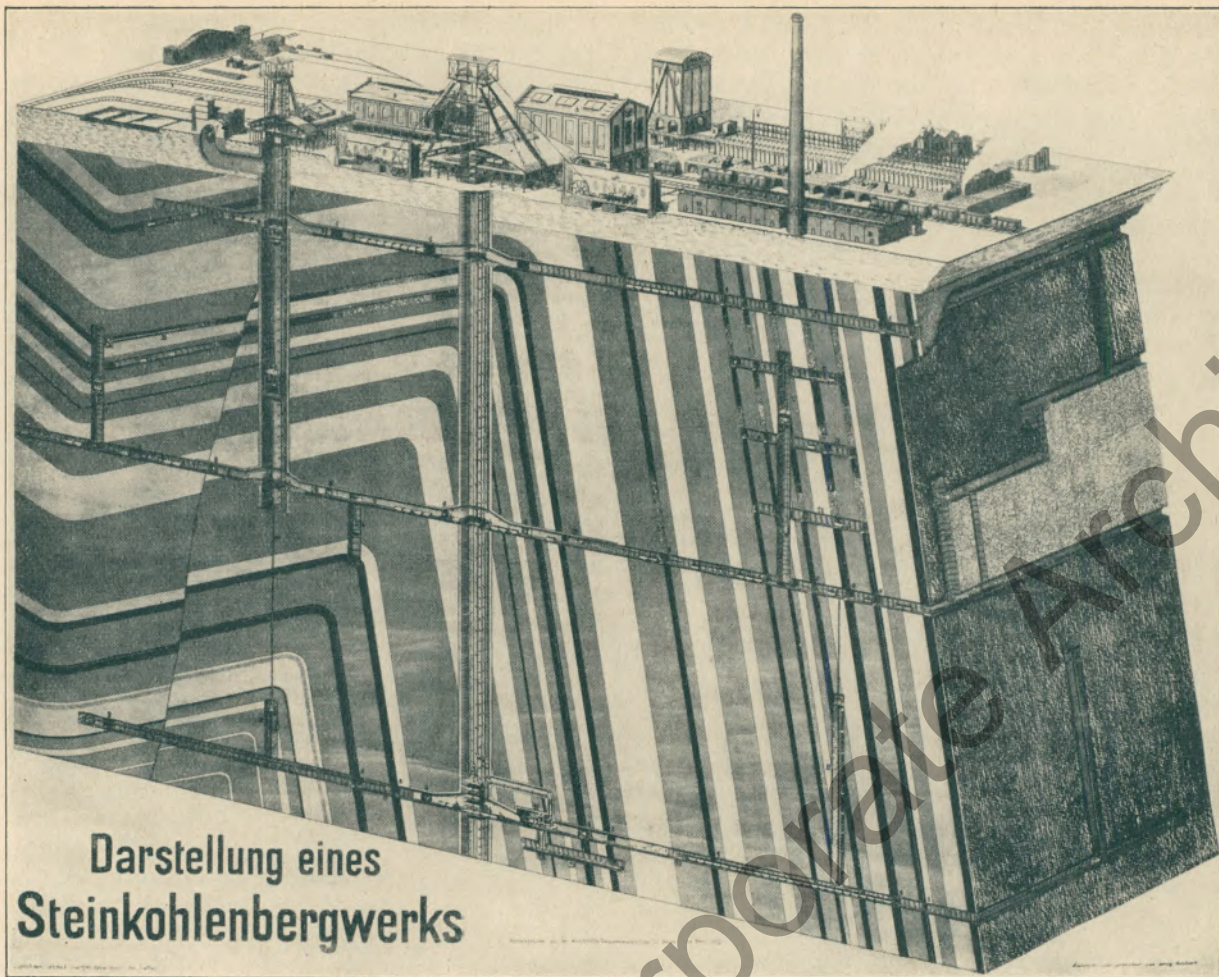
Das Gesicht des Fremden war plötzlich in wachem Schmerz aufgetan, und in seinen müden, dunklen Augen stand der Widerschein unserer Grubenlampen wie matt brennende Kerzen auf einem Sarge: als ob die Kümmeris seiner Seele aus dem Hirn bildhaft ins Auge getreten wäre.

„Nein, niemand weiß es. Der Pfarrer nicht und der Leugner auch nicht. Wir wohnen wohl im Hinterhause der Welt und sehen nicht, was sich jenseits, an der Straße des hellen Lebens, begibt.“

„Warum leben wir denn noch!“

„Mir scheint: weil ein Weg nach vorn führt, und weil ein Weg hinter uns liegt. Wir stehen mitten darin und sind unterwegs, wie Sie und ich hier im Stollen. Würden Sie jetzt, an diesem Platze, endgültig haltmachen wollen?“

Er sann einen Augenblick nach. „Sie haben wohl recht, für die Praxis wenigstens: man muß in Bewegung bleiben, gerade auch an Tagen des Sterbegedächtnisses. Kommen Sie!“



Darstellung eines
Steinkohlenbergwerks

Auf dem obenstehenden Bild ist ein Querschnitt durch einen Teil der Untertageanlagen eines Steinkohlenbergwerks dargestellt, während die Übertageanlagen aus der Vogelperspektive wiedergegeben sind. Betrachten wir zunächst kurz den Querschnitt durch die Untertageanlagen! Wir sehen hier das gefaltete, zum Teil steil auferichtete Steinkohlengebirge, welches aus Sandstein (weiß) und Schiefer (grau) und zu etwa 2 bis 5 % aus Kohlenschichten (schwarz), den Flözen, von durchschnittlich 1,2 m Dicke besteht. Die Flöze müssen für den Abbau zugänglich gemacht werden. Dies ist durch zwei senkrechte Schächte geschehen, den mit Doppelförderung ausgerüsteten Hauptförderschacht, durch den auch das Pumpen des Wassers erfolgt, und einen weniger tiefen, den Wetterschacht mit dem Ventilator. Von diesen Schächten gehen in drei verschiedenen Horizonten Strecken aus, die Querschläge genannt werden, und von denen im rechten Winkel Flözgrundstrecken und Richtstrecken abzweigen. Diese Horizonte mit ihrem Streckennetz werden Sohlen genannt. Sie dienen dem Verkehr unterm Tage — man sieht in den Strecken einzelne Wagen und ganze Züge — sowie der Zu- und Abführung frischer und verbrauchter Luft (Wetter). Nahe beieinander liegende und infolgedessen eine natürliche Gruppe bildende Flöze werden durch kleine Schächte (Stapel- oder Blindschächte) gelöst, von denen ähnlich wie von den Hauptschächten Strecken, die in ihrer Gesamtheit sogenannte Teilsohlen bilden, ausgehen. Von ihnen aus beginnt erst der Abbau der Flöze nach einem Verfahren, dessen Art durch die Verhältnisse bestimmt wird. Ein solches Verfahren ist in dem abgedeckten Flöz, welches die rechte Begrenzung des Bildes abgibt, dargestellt. Die Kohle wird hier von unten nach oben im sogenannten Stoszbau hereingewonnen, wobei sorgfältig darauf geachtet wird, daß der ausgekohlte Hohlraum durch Steine (Bergerverfaß), die zum Teil in der Grube gewonnen werden, zum Teil von übertage in die Grube geschafft werden müssen, wieder zugefüllt wird.

Nun einen Blick zu den Anlagen übertage! Da fallen zunächst die beiden Fördergerüste auf, die Hauptwahrzeichen jeder Zeche. Zu ihren Seiten stehen die Hallen mit den Fördermaschinen. Sie werden mit Dampf betrieben, der in dem Kesselhaus, das rechts im Vordergrund dargestellt ist, erzeugt wird. Hinter dem Hauptfördergerüst wird die Wäsche sichtbar, in der die Rohkohle von Hand und durch Maschinen von den ihr anhaftenden Verunreinigungen und Beimengungen getrennt wird. Von hier aus findet unmittelbar die Verladung in die bereitstehenden Eisenbahnwagen statt. Nur die Feinkohle wird dem hinter der Wäsche stehenden Feinkohlenturm zugeführt, der den Vorratsbehälter für die rechts neben ihm stehende Kokerei abgibt. Hinter der Kokerei werden ein Gasometer und die Nebenproduktengewinnungsanlagen sichtbar.

II. Die Sitzung.

Die Sitzung tagte im Verwaltungsgebäude der Zeche. Außer den drei Mitgliedern des Vorstandes waren die leitenden Beamten der Grube anwesend.

Die Einberufung war so plötzlich erfolgt, daß beim Eintritt der Herren in das Zimmer der Portier noch damit beschäftigt war, blaue Aktendeckel mit weißem Schreib- und rotem Löschpapier auf den Tisch zu legen.

Wilhelm Obermeyer gab eine kurze Übersicht über die letzten Aufschließungsmaßnahmen, die ergebnislos geblieben seien, und erteilte dann seinem Neffen das Wort.

„Wir haben es“, begann dieser, „auf unserem Grubenfelde mit einer zunächst ganz rätselhaft anmutenden Überschiebung zu tun, die sich aber nach meiner Ansicht ziemlich einfach erklären läßt, wenn man die dürftigen, allerdings sehr dürf-

tigen Anhaltspunkte, die sich aus den bisherigen Bohrfunden ergeben, miteinander verknüpft. Erschwert wird die Gewinnung eines klaren Bildes noch dadurch, daß Steinfeld die am weitesten nach Norden vorgetriebene Zeche des Gebietes ist, und daß vergleichende Angaben von Nachbarzechen fehlen. Wir haben bei unserem bisherigen Abbau im kleineren südlichen Felde hauptsächlich Fettkohlen gefördert und treffen im nördlichen Teile nach den Bohrfunden bei Feldesverleihung durch das Oberbergamt zunächst eine ziemlich Strecke gar nichts, weiter draußen aber Gaskohle und am äußersten Rande des Nordfeldes Gasflammkohle. Also ein recht buntes Bild.“

Der Betriebsführer Kruse seufzte lächelnd auf.

Theodor fuhr fort: „Dieses bunte Bild vereinfacht sich aber in überraschender Weise, wenn man sich den geologischen

Sachverhalt einmal anschaulich klarmacht. — Hier vor mir liegt weißes Schreibpapier, ich nehme vergleichsweise an, es sei eine Schicht Fettkohle; darauf lege ich einen Bogen rotes Löschpapier, ich stelle ihn mir als eine Schicht Gas Kohle vor; darauf wieder packe ich diesen blauen Aftendeckel, er soll die Gasflammkohle darstellen. Alle diese Schichten haben sich einmal in ebenso flacher, ungestörter Lagerung befunden wie jetzt diese Papierschichten hier auf der Tischplatte. Dann sind sie von benachbarten Schichten bei der Gebirgsbildung zusammengeschoben worden, so, wie ich es bei den drei Papierlagen von beiden Enden her jetzt mit meinen Händen tue. Und dabei hat sich für die Kohlenschichten genau dasselbe ergeben wie hier soeben bei meinen Papierschichten: sie haben sich aufgewölbt zu einem Bergsattel.

Dieser Bergsattel des alten Kohlengebirges hat seine Umgebung einmal kuppenartig überragt; man könnte ihn mit einem Buckel auf einer Tischplatte vergleichen, deren Bretter sich nach oben 'geworfen' haben. Und wie der Buckel einer solchen Tischplatte durch den Schreiner abgehobelt wird, so ist durch zerstörende Erdkräfte, wahrscheinlich durch Gletschereis, die Kuppe des Sattels abrasiert worden. Nur der Bergstumpf ist stehengeblieben und liegt jetzt versunken in der Tiefe unseres Grubenfeldes, über das sich später jene Mergeldecke gebreitet hat, auf deren Oberfläche unsere Zeche steht und unsere bäuerlichen Nachbarn pflügen.

Aus dieser Annahme ergibt sich alles Weitere. Ich erläutere das am einfachsten an meinen Papierschichten; wir treffen auf dem südlichen Hange des Sattels, auf dem unser Grubenfeld mit Zeche Grasbank markscheidet, von außen nach innen Aftendeckel: Gasflammkohle; Löschpapier: Gas Kohle; Schreibpapier: Fettkohle. Reihenfolge: blau, rot, weiß. — Umgekehrt dagegen auf dem nördlichen Hange, also von innen nach außen, zuerst Schreibpapier; Fettkohle; dann Löschpapier: Gas Kohle; zuletzt Aftendeckel: Gasflammkohle. Reihenfolge: weiß, rot, blau. Soweit meine theoretische Konstruktion! — Was ist von dieser Annahme auf dem Nordfelde nun tatsächlich erwiesen worden? Wie Sie wissen, bestätigen die Bohrungen bei Geldesverleihung im mittleren Nordfelde Gas Kohlen — in meinem Vergleiche: rote Farbe — und ganz am äußersten Nordrande Gasflamm Kohlen: blaue Farbe. Unbestätigt geblieben ist bisher die Fettkohle, die danach im Zentrum des Gesamtfeldes vermutet werden muß. Hier hätten wir nun einzusetzen. Ich beantrage daher, mindestens diesen Feldesteil, am besten aber auch Feldmitte und Nordfeld, durch weitere Bohrungen zu erforschen."

III. Der neue Schacht.

Ohne Säumnis schritt man zur Niederbringung des neuen Doppelschachtes.

Am Vorabend der Gewerkerversammlung war man bei 700 Metern angelangt. Der „Steinfelder Sattel“ aber zeigte sich nicht.

Wilhelm Obermeyer, den Theodor hierüber informierte, hatte sich für die Versammlung, der er trotz der Krankheit nicht fernbleiben wollte, seine Rede niedergeschrieben. Er notierte deshalb: „Die Schachtabteufe hat gestern 700 Meter erreicht und muß in den nächsten Tagen auf den durch Bohrung ermittelten Fettkohlenberg treffen."

„Nimm dir das nicht allzusehr zu Herzen, Theodor. Die Förderung auf den oberen Sohlen ist ja bereits im Gange. Du kommst also nicht mit leeren Händen, und das ist den Leuten die Hauptsache."

Theodor ging wieder auf die Zeche zurück und fuhr mit der Nachtschicht ein. Aber am anderen Morgen waren es immer wieder nur Berge, die sich dem Auge darboten.

Die Frühschicht begann. Ununterbrochen ging die Ausschachtung weiter.

Keine Kohle.

In der Frühstückspause stand man auf 703 Meter Tiefe. Theodor sah nach der Uhr. In anderthalb Stunden trafen die Gewerker zusammen.

Hoffnungsloses Warten.

Da rief er den Förderkorb zur Auffahrt an. Er hörte, wie er oben losmachte und hierniederbrauste.

In diesem Augenblicke sagte einer in den Lärm hinein:

„Da ist sie."

„Wer?"

„Die Kohle."

Theodor stürzte hinzu und riß das Eisen des Bergmanns beiseite.

„Menschenkind, ja, da ist sie!"

Er richtete sich jäh auf und sah dem Arbeiter lachend ins Gesicht.

„Sie sind's, Schmidt?! — Halten Sie mich nun immer noch für einen Stücker?"

„Nein, aber für einen Bergmann wie nur einen."

„Ich muß jetzt hinauf, Schmidt. Aber sagen Sie allen, die hier unten gearbeitet haben: heute Abend um sieben Uhr wollen wir zusammen in Möhrings Krüge feiern. Glückauf!"

Theodor ließ anspannen, während er sich umkleidete. Dann jagte er nach Bochum.

Als er den Versammlungsaal betrat, machte der Notar bereits die üblichen Feststellungen.

Wilhelm Obermeyer saß mit leidendem Gesichte, dem das doppelseitig auffallende harte Morgenlicht einen Stich ins Graugrüne verlieh, am Tische und las in seinen Aufzeichnungen. Theodor trat an ihn heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Da sah ihn der alte Herr mit großen, schwach feuchtschimmernden Augen an, nahm seinen Bleistift, strich in seinen Blättern den Satz über die Schachtarbeiten aus und schrieb: „Die Schachtabteufe ist vor einer Stunde über dem Fettkohlenberge angekommen."

IV. Vorkriegsgespräch.

„Merkwürdig", sagte Theodor, „man bekommt von seinem Heimatlande ein ganz anderes Bild, wenn man es von draußen her betrachtet, vielmehr, wie ich durch Sie, betrachten lerne. Man sieht als Deutscher über Deutschland nicht leicht so klar, wie ich es an Ihnen wahrnehme."

„Wir kleineren Völker sind auch mehr auf dauernde Beobachtungen angewiesen als unsere großen Nachbarn, die viel unbedenklicher leben können. Und nun gar wir Niederländer, eingekesselt zwischen den drei führenden Mächten Europas, an der bedeutendsten Seestraße des Erdteils, an einem der am meisten gefahrenumdrohten Landwege! Nur noch die Schweizer sind ihrer geographischen Lage nach zu ähnlicher Wachsamkeit verpflichtet wie wir."

„Es ist mir sehr aufschlußreich, was Sie mir sagten. Zu meinem Bedauern habe ich Sie vorhin mit meinen leidigen persönlichen Angelegenheiten unterbrochen, als Sie über die großen zukünftigen Arbeitsraten Deutschlands sprachen. Mir ist Ihre Vermutung um so erstaunlicher, weil Sie doch sicherlich nicht England außer acht gelassen haben werden, dies England, das bei dem beispiellos niedrigen Zinsfuß von zwei bis drei Prozent durch kriegerische und politische Macht seinem Handel und seiner Industrie in jedem Winkel der Erde Absatzmärkte zu verschaffen weiß."

„Es wird sich trotzdem gegen die aufkommende deutsche Wirtschaftsmacht auf die Dauer nicht behaupten können. Dem Deutschen sitzt die Arbeitslust ganz anders im Blute als dem Briten oder selbst dem Franzosen."

„Aus welchem Grunde denn?"

„Der Engländer ernährt sich gern und gut von seinen überseeischen Besitzungen. Was Wunder: er hat es leichter als wir anderen. Oder der Franzose, dem für seine Landwirt-

schaft ein so fruchtbarer alter Kulturboden zur Verfügung steht. Und nun sehen Sie Deutschland an! Da gibt's die Lüneburger Heide und das große Sandstück im Osten und Moore und Gebirge und was weiß ich. Ihr Volk mußte sich bei ständig wachsender Volksziffer seit Jahrtausenden auf diesem öden Boden plagen, um ihm nur das Nötigste abzugewinnen. Wer dort leben wollte, hatte nicht nur zu arbeiten, sondern hart zu arbeiten. Sagt man dafür nicht „quälen“ in Deutschland? So mußte der Fleiß zur naturbedingten Tugend dieses Volkes werden. Mit den kargen Früchten galt es dann sparsam umzugehen, und dieser Zwang erzeugt bestimmte Lebenssitten: das Haushalten und die Fähigkeit, selbst Abfälle noch verwerten zu können. Beispiel für das Haushalten? Dies arme Preußen, das sich großgehungert hat. Beweis für das andere? Nun, es ist kein Zufall, daß Thaer und Liebig, die die Welt die künstliche Bodendüngung lehrten, Deutsche sind; daß die größten Farbenchemiker Deutsche sind. Man gewöhnt sich zu leicht an diesen ins Fabelhafte spielenden Sachverhalt, daß Männer aus unserem schwarzen Steinkohlenteer, also einem bisher lästigen Abfallstoffe, ganze Regenbogenfarben von Farben hervorzaubern, mit denen man die Festgewänder unserer Damen schmückt. Und diese Männer sind Deutsche.“

„Nun ja, dafür hat England seine großen Maschinen- und Schiffbauer.“

„Deren Höhepunkt ist erreicht, vielleicht schon überschritten. Als ich jung war, mußte jeder kontinentale Ingenieur ein paar Jahre drüben im klassischen Lande der Technik gearbeitet haben, wenn er für voll gelten wollte. Und heute? Gehen Ihre jungen Techniker, wenn sie die Hochschule hinter sich haben, immer noch in hellen Scharen nach England?“

„Nein, ganz vereinzelt.“

„Hier auch nur. Unser Nachwuchs, soweit er sich ins Ausland wendet, geht zeitweilig nach Deutschland, und als Belgier kann ich nur wünschen, daß er später das Beste des deutschen Vorbildes auch hier bei uns fruchtbar macht.“

„Was halten Sie denn für das Beste dieses Vorbildes?“

„Die enge Verbindung von Lehre und Praxis, die drüben bei Ihnen geglückt ist. Die Deutschen waren vor Jahrhunderten zu einseitig Gelehrte: Faust, der ins Museum gebannt ist, war ihr Symbol. Aber seine modernen Nachfahren, Ihre heutigen Gelehrten, sind aus der Studierstube hervorgegangen und wirken, gestern noch als Professor an der Hochschule, morgen als Überingenieur oder technischer Direktor auf einer Hütte oder in einer Fabrik; und umgekehrt. Und dann: was für vorbereitete Köpfe und Hände liefert Ihnen ihr altes Schulwesen für die mittleren und unteren Arbeitsdienste! Und das gesamte Personal, vom Häuer und Kesselwärmer bis hinauf zum Chef: alle sind während der Militärdienstzeit zu Pflicht und Gehorsam erzogen worden. Sind das nicht Bedingungen zum Schaffen, wie sie zur Zeit kein Volk der Erde besitzt?“

„Wenn man Ihnen so zuhört, kann einem ganz warm ums Herz werden. Ich vermag Ihre Argumente heute noch nicht kritisch zu werten, aber wenn sie stimmen sollten: es wäre eine Lust, zu leben!“

„Eine Einschränkung muß ich übrigens noch machen: es kommt auf die jungen Führer an, die jetzt in Ihrem Volke heranwachsen und in einem Menschenalter die Zügel halten. Wie die sind, so wird das Geschick Deutschlands sein.“

V. Erschließe den Stoff!

Im Spätherbst, als gerade die neuen Öfen angeblasen waren und die alten der Hennigischen Umformung unterzogen wurden, kam Theodor abends aus dem Betriebe und fand Berthe allein in der dunklen Stube sitzen, die sonst auch ohne Lampe von den hereinstrahlenden Lichtflammen halbhell erleuchtet wurde.

„Das ist also der moderne Fortschritt“, sagte sie neckend.

„Die Glut der Hochöfen schien immer so traulich hier ins Zimmer und bot mit dem brennenden Widerschein des Feuers in den vorbeiziehenden Wolken schöne Augenweide. Nun ist es dunkel, und man muß sich an dem Trost genügen lassen, daß Kraft gespart wird. Ein wirklich hübsches Stück Romantik dieser ruhigen Welt ist damit aber trotzdem gefallen.“

Er stand vor dem dämmerigen Fenster.

„Nachträglich bemerke ich das selbst. — Aber doch haben wir nichts getan, was schließlich nicht auch dem geistig gerichteten Menschen zusagen könnte.“

„Du meinst den riesigen Automaten, der nun da draußen auf dem Felde von der rohen Kohlenbrocke bis zum fertigen Stahlblock so lückenlos und sparsam und energiespendend funktioniert?“ fragte sie mit fröhlicher Ironie.

„Energiespendend, das ist das passende Wort“, bestätigte er. „Ich fand vor ein paar Tagen auf deinem Tische ein Buch über die Philosophie des Ostens aufgeschlagen und las zufällig einen sehr feinen Satz darin, eine Maxime, die auch für uns Geltung hat und der wir ungewußt bei den neuen Öfen gefolgt sind: Erschließe den Stoff! hieß es da.“

Sie lachte. „Theodor Obermayer in Übereinstimmung mit den östlichen Weisen: das war mir bisher ganz entgangen!“

Er antwortete ganz gleichmütig aus dem Dunkel.

„Über der Weisheit des Ostens wie über so vielem Historischen liegen für uns der Glanz der Vergangenheit und die seelische Legitimität, die sogar schon die Gewöhnung verleiht. Das hat die moderne Industrie nicht aufzuweisen; vorläufig schlägt sie ruppig-brutal an die Lore der Zeit; sie muß sich ihre geistigen und namentlich ästhetischen Rechtstitel noch schaffen. Für mich besteht aber kein Zweifel, daß ihr das gelingt, und dann wird sie ebenso frei in den Herzen der Menschen wohnen wie Dichtung, Wissenschaft und Weisheit.“

„Ich muß gestehen, daß mir gänzlich schleierhaft ist, wie die Industrie jemals dahin kommen sollte.“

„Nun, der Anfang ist schon gemacht, und vielleicht führt er zum Ziele! Ich sah vor einiger Zeit in Berlin die Ausstellung einer neuen Organisation ...“

„Natürlich, in Deutschland muß es eine Organisation sein!“

„Muß es wohl. Weil da eine deutsche Begabung besonders deutlich sich ausspricht. Also es hat sich vor einigen Jahren eine Organisation gebildet, die in Zusammenarbeit von Künstler, Kaufmann und Industriellem preiswerte Erzeugnisse geläuterten Geschmacks erzeugen will, und zwar — das ist das maßgeblich Neue und Erfolgsversprechende — unter werkgerechter Mitarbeit der Maschine. Deutscher Werkbund nennt sich die Vereinigung, und ich muß gestehen, was ich in deren Ausstellung sah: Möbel, Stoffe, Teppiche, Schmiedearbeiten, Ledersachen, Gold- und Silbergerät, Hausbauten und vieles andere: das hatte ein neues Gesicht.“

„Ach, mein Freund, künstlerische Arbeit ist immer individuelle Leistung, und darum glaube ich nicht an diesen Werkbund.“

„Die Leistung des begabten Einzelnen soll ja auch bleiben, aber in organischer Bindung an ein größeres Ganzes. Die Dome des Mittelalters sind meistens auch nicht das Werk eines Einzelnen, unsere Neigung zur Heldenverehrung läßt uns das nur glauben: Maler und Bildhauer haben nicht, wie heute so oft, in die leere Luft, sondern für einen ganz bestimmten Zweck und in den Raum hinein geschaffen, den ihnen der Baumeister bot. Noch heute gehört diesen so erwachsenen Schöpfungen unsere Liebe, und ich möchte annehmen, daß auch aus dieser neuen Werkgesinnung, von der ich sprach, ähnlich wertvolle Erzeugnisse hervorgehen werden. Nicht absolute Freiheit — die es übrigens gar nicht gibt —, sondern organische Bindungen sind Günst und Gnade echten Schaffens.“

Sie ging nicht weiter darauf ein, sondern fragte nach einiger Zeit: „Spart ihr denn nun drüben im Werk tatsächlich die von Hennig errechnete Kraftmenge?“

„Genau. Außerdem schützen wir zu unserem Teile von nun an die weißen Blusen der Damen vor dem Ruß. Es hat eben auch sterbende Romantik ihr Gutes.“

Wieder schwiegen sie eine Zeitlang. Von der Drahtseilbahn, die den Brennstoff von den Kokereien nach den Hochöfen trug, schrien die Laufräder der eisernen Körbe, wenn sie über die Widerlager der Seilmasten hinwegkletterten.

VI. Die Aktiengesellschaft.

Theodor ließ sofort Birnbaum zu sich rufen und zog Kruse, Kieper und Freise zu der Besprechung hinzu.

„Meine Herren, wir haben in den sauren Apfel beißen müssen, unser Werk in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Für den neuen Betrieb sind nun auch die Befugnisse neu zu regeln. Zunächst ist da der Vorstand zu bestellen. Ich habe an die Herren Kieper und Freise gedacht; Herr Kieper übernimmt die Leitung der drei Zechen, und Herr Freise behält, wie bisher, die gesamten Metallwerke; die Einheitslichkeit der Geschäftsführung hat Herr Kieper als der Dienstälteste der beiden zu garantieren. Er führt den Titel Generaldirektor.“

Kruse hob befremdet seinen weißen Vollbart auf und sah Theodor erstaunt an.

„Wir kämen dann zum Aufsichtsrat. Den Vorsitz übernehme ich; es treten ferner von der Bank die beiden Herren Straube und Marschall hinzu. Für die zwei restlichen Stellen besitze ich das Ernennungsrecht, und da wollte ich auch in Zukunft nicht auf die beiden Männer verzichten, die mir während meiner hiesigen Wirksamkeit immer zuverlässig zur Seite gestanden haben: Herr Kruse, der sein Amt als Betriebsführer damit abschließt, und Herr Birnbaum, der mir als Privatmann mit einer Treue geholfen hat, als ob er ein Werksangehöriger gewesen wäre. Auf Ihre bewährte Mitarbeit, meine Herren, vertraue ich auch unter den nun veränderten Verhältnissen. Es treibt mich nicht nur das Gefühl der Dankbarkeit erprobten Helfern gegenüber, sondern auch der feste Vorsatz, den Vertretern des fremden Bankkapitals den ortsvertrauten Sachverstand unseres Betriebes und der Geldverhältnisse unseres Ruhrlandes beizugeordnen oder nötigenfalls entgegenzustellen.“

Die so plötzlich Ernannten machten einen Versuch, zu danken, aber Obermeyer ließ es nicht dahin kommen, sondern fuhr fort: „Wie wir hier versammelten Aufsichtsräte und Direktoren in den nächsten Monaten und Jahren das Gleis legen, so rollt der Wagen! Lassen Sie uns also noch in diesem Augenblicke mit dem Unterbau beginnen.“

In den nächsten Tagen erschienen die beiden Berliner Bankdirektoren und waren vor Beginn der Sitzung Gäste in Obermeyers Hause.

„Wer sind denn nun die Herren, die mit uns in den Aufsichtsrat gehen?“ fragte Straube, eine Zigarette anbrennend.

„Birnbaum und Kruse.“

„Hiesige Industrielle?“

„Birnbaum ist Börsenmakler in Essen.“

„Börsenmak...!“

Straube ließ überrascht seine Zigarette sinken.

„Und Kruse ist mein bisheriger Obersteiger mit dem mehr der Dekoration dienenden Titel Betriebsdirektor.“

„Obersteiger...“ sagte Marschall fast tonlos.

„Das scheint Sie zu überraschen. Warten Sie ab: Sie werden die Herren schätzen lernen.“

Die beiden Bankleute konnten trotzdem eine tiefe Enttäuschung nicht unterdrücken.

Marschall schüttelte schweigend und mißvergnügt den Kopf. Nach einer Weile meinte er: „Ein Aufsichtsrat ist aber doch kein Kriegerverein, der seine Ehre darin suchen darf, die sozialen Unterschiede vergessen zu machen.“

„Aber auch kein adliges Damenstift, zu dem die Aufnahme von den Urkunden des Heroldsamtes abhängt.“

„Nun, auf so ein ganz klein bißchen Gleichartigkeit in der Zusammensetzung haben wir natürlich ohne weiteres vertraut.“

„Das Vertrauen wird sich rechtfertigen, wenn Sie die Herren am Werke sehen. Ich bringe Ihnen für die vorliegende Aufgabe die besten Leute, jedenfalls im Sinne des Wortes, das hier in unserem Revier an einem großen Werke angeschrieben steht: Es lobt den Mann die Arbeit und die Tat.“

In den nächsten Tagen empfing Obermeyer den Besuch seiner Schwester und seines Schwagers Kurt Cramer.

„Seltene Gäste in Steinfeld!“ rief Theodor mit fröhlicher Ironie, als er, aus dem Werke heimkehrend, die Verwandten in lebhaftem Gespräche mit Berthe antraf. „Wie kommen die grünen Coester ins schwarze Kohlenrevier?“

„Das könntest du wohl erraten“, entgegnete Frau Cramer etwas gereizt. „Wir erhielten deine Benachrichtigung von der Besetzung der leitenden Posten in Hagley-Steinfeld. Ohne vorherige Befragung und sogar ohne jede Erläuterung! Da haben wir wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden. Zwanzig Steinfelder Ruxe haben Onkel Wilhelm und Tante Minchen mir vermacht!“

„Aber mir das Verwaltungsrecht darüber.“

Cramer fuhr auf. „Es kann aber nicht im Sinne der Erblasser gelegen haben, meine Mitbestimmung dermaßen auszuschalten, daß ich bei einem so beträchtlichen Anteile an der Zechen — obendrein deiner besten! — nicht für einen Sitz in der Leitung in Frage käme.“

„Direktor könntest du bei uns wohl nicht spielen“, versetzte Theodor laugig. „Bleibe also nur der Aufsichtsrat.“

„Ganz recht: ich beanspruche einen Sitz im Aufsichtsrat!“

„Ja, das ist wohl kaum etwas zu machen. Von den insgesamt fünf Sitzen nahm die Bank zwei, einen mußte ich doch wohl haben, und so blieben nur noch zwei für je einen Sachmann in technischen und geldlichen Angelegenheiten. Wenn du dich darauf gespißt haben solltest, müßtest du also notwendig zu kurz kommen. Wir sind hier kein Versorgungsinstitut, sondern ein Berg- und Hüttenunternehmen. Da gibt's keine Einkuren, sondern die geringstmögliche Zahl vollpackter Arbeitsstellen vom Schlepper bis zum Generaldirektor und Vorsitzenden des Aufsichtsrats. Wo, an welcher Stelle unseres Werkes wolltest du wohl mit Hand anlegen? Und auf welche Weise sollte ich mich überzeugt haben, daß du dazu imstande bist? Bis jetzt haben sich deine Bemühungen um Steinfeld lediglich im Einkassieren der auf dich entfallenden Ausbeute erschöpft.“

„Dann willst du uns also zum Aktionär degradieren!“ rief Nieze empört.

„Ihr habt euch schon als Rutzbesitzer nur so gefühlt. Trotzdem sehe ich einen Weg, auch euren Besitz wieder enger ans Werk zu binden.“

„Nämlich?“

„Über Herbert.“

„Das keinesfalls!“ protestierte Cramer. „Ich verbitte mir, hinter meinem Sohne zu rangieren!“

„Du brauchst nur für deine Person deinen unberechtigten Anspruch aufzugeben, und es gibt kein Vor und Hinter. — Also vielleicht über Herbert: er hat selbständige Arbeiten und Ergebnisse in der Maschinenheizung aufzuweisen — Kohlenstaubfeuerung nennt man das —, und seine Art, die Sache anzufassen, halte ich für aussichtsvoll; wir korrespondieren seit einiger Zeit darüber. Wenn er, wie ich hoffe, sich entschließt, bei mir einzutreten, will ich ihm nach Maßgabe seiner Leistungen den Weg öffnen. Wir denken an den Neubau einer Kraftmaschinenfabrik für Industrie- und Schiffszwecke, und wenn er da einen wesentlichen Beitrag zum Wachstum des Werkes aufweisen kann, helfe ich ihm. Aber nochmals: nur auf Grund von Leistungen!“

(Schluß folgt.)



Spielgesellen.
Holzschnitt von Pfahler von Dhegraven.

Von der Kunst und Technik des Holzschnitts.

Gedanken um sieben Holzschnitte Pfahler von Dhegravens.

Von Dr. R. Karos.

Kunst läßt sich nicht auf eine bestimmte Formel bringen. Was bei dem einen Künstler als positive Leistung hervorgehoben werden muß, kann bei einem anderen mit Recht verurteilt werden. Es gibt so viele Richtungen in der Kunst, wie es Weltanschauungen gibt, und innerhalb der einzelnen Richtungen sind wiederum so viele Sonderausprägungen möglich, als Individuen bestehen. Es kommt also für die Geltung als Kunstwerk nicht auf die Richtung an sich und ihre individuelle Ausprägung an, sondern darauf, daß es innerhalb seiner Eigenart in sich geschlossen ist. Was etwa bei einem Gemälde von Ludwig Richter in der liebevollen Versenkung in das kleinste Detail der Erscheinungswelt den besonderen Reiz ausmacht, würde, in einem Gemälde von Liebermann auftretend, dieses jeden künstlerischen Wertes berauben. Die klangvolllichte Reinheit eines ganz auf melodisches Spiel der Formen abgestimmten Gemäldes von Raffael wäre unmöglich mit der Hell-Dunkel-Malerei eines Rembrandt zu vereinen. Worauf es ankommt, das ist jedesmal die Einheitlichkeit der Linie, die charaktervolle Grundhaltung des Kunstwerkes oder, um mit einem Beispiel aus der Musik zu dienen, das stete Zurückkommen auf das Grundthema. Ein Bild kann ganz auf Naturdarstellung, es kann aber auch ganz auf symbolische Tiefgründigkeit eingestellt sein, nur muß es dieser jeweiligen Grundrichtung stets überzeugende Gestalt verleihen.

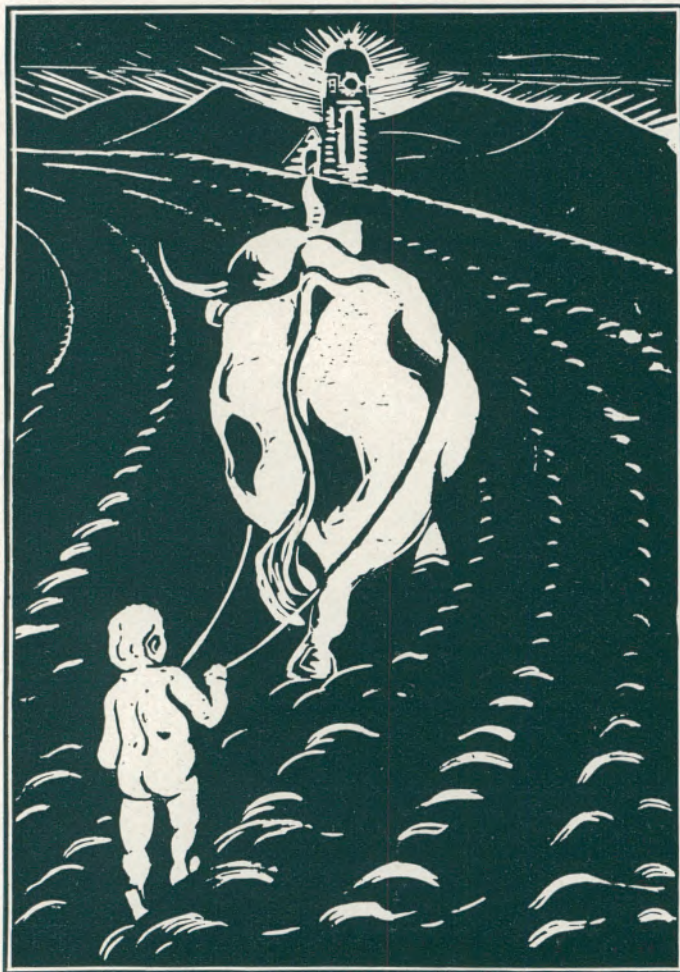
Betrachtet man unter diesen Gesichtspunkten das Werk des 1875 in Frankfurt am Main geborenen, jetzt in Berlin lebenden Malers Pfahler von Dhegraven, so stellt sich

ganz klar die künstlerische Grundlage seiner Schöpfungen heraus; anderseits zeigt sich stets deutlich, was man von dem Werk einer so eigenartigen künstlerischen Persönlichkeit nicht erwarten darf, ohne im Maßstabe fehlzugreifen.

Pfahler von Dhegraven ist kein Maler peinlicher Kleinarbeit, kein im plein air schwelgender Künstler, noch kennt er den Reiz der Idylle. Was den eigenen Charakter seiner Kunst bestimmt, das ist der Wille zur Steigerung des wesentlichen Bildgehaltes ins Monumentale. Das eine, die Idee oder die Gestalt, das darzustellen ihm der künstlerische Impuls eingab, das allein soll zur machtvollen Geltung kommen. Und was zur Veranschaulichung dieses Hauptgedankens noch hinzugefügt werden muß, sei es als Landschaft oder Begleitfigur, wird mit der äußersten Knappheit in Form einer Skizze, eines Striches, angedeutet. Aber stets doch so, daß es noch in einem Grade zur Geltung kommt, der für die Wirkung des Ganzen unerlässlich ist. So kann man bei vielen seiner Bildgestalten geradezu von Symbolen in dem Sinne sprechen, daß sie nicht in der natürlichen Wirklichkeit ihrer Erscheinung, sondern nur in dem Wesentlichen ihrer Existenz, sei es als knappe Silhouette, sei es als Bewegung ausdrückende Linie, zur Geltung kommen.

Und doch kann man seine Bildschöpfungen nicht als bloße Symbole deuten. Die ruchtige Einfachheit des Ausdrucks ist vielmehr eine Eigenart, die mit der besonderen Technik des Holzschnitts zusammenhängt.

Jedes künstlerische Ausdrucksmaterial hat seine besonderen



Frühling.



Sturm.

Bedingungen. Werden diese übersteigert oder zu Ausdrucksformen herangezogen, die einer anderen Technik entnommen sind, so mischt sich etwas Trübendes in das Kunstwerk. Wir erleben das tagtäglich, vor allem bei den Schöpfungen der Porzellan Kunst, die bisweilen die Kunstsprache von Marmor oder Erzfiguren anstrebt, und bei Nachbildungen, die häufig in anderem Material gefertigt sind, als es das Original aufweist.

So hat auch der Holzschnitt seine nur ihm eigentümliche Formsprache. Das Material läßt normalerweise keine feine Strichführung zu, der Abdruck wird nicht, wie beim Kupferstich, aus den Vertiefungen in der Platte, sondern von den stehengebliebenen Flächen gewonnen. Bei dem weichen Material des Holzes ist es daher die natürlichste Form des künstlerischen Holzschnitts, mit großen Flächen zu arbeiten. Wo bei der Radierung oder der Zeichnung der Übergang zwischen Hell und Dunkel durch eine feine Schraffierung wiedergegeben ist, stoßen beim Holzschnitt Licht und Schatten unmittelbar in harter Grenze aneinander. Das wiederum fordert eine ganz andere Erfassung der körperlichen Erscheinung als bei einer Darstellungsart, wo die Grenzen durch leichte Übergänge gleichsam verwischt werden. Der Holzschneider muß mit unmittelbarer Treffsicherheit da Grenzen der körperlichen Form erkennen, wo eigentlich gar keine vorhanden sind. Er ist auf die Darstellung des Wesentlichen angewiesen. So erklärt sich die Kürze des Ausdrucks bei Dürer. Sie ist also nicht als symbolhafte Andeutung, sondern als künstlerische Selbstbeschränkung auf die Bedingungen der besonderen Technik zu

werten, die das Material fordert. Gerade hierin zeigt sich die künstlerische Klarheit Dürers von Dürer, sein Zielbewußtsein, mit dem er die Eigenart der Technik seinen Ideen, aber auch seine Ideen der Technik anzupassen weiß. Die Holzschnitte des Künstlers sind in sich geschlossen.

In besonders eindrucksvoller Weise vermag der Schnitt „Spielgesellen“ in die Eigenart des Künstlers einzuführen. Es bedürfte nicht der Unterschrift, um den erstrebten Ideeninhalt zu erkennen. Die Gestaltungsform ist hier so sicher dem Inhalt angepaßt, daß Form und Inhalt nicht mehr zu trennen sind. Um so reizvoller aber ist es, den einzelnen Formelementen nachzugehen, denen jene Einheit entspringt.

Was ist dargestellt?

Befreit von den Fesseln des Menschengesistes, losgelöst vom Zwange der Arbeit, tummeln sich die „Spielgesellen“ auf sonniger Weide. Helle Wolken stehen am Himmel, hell überstrahlt der Glanz der Sonne das weite Feld, erwärmt die Glieder der springenden Tiere. Wieder öffnet sich hier der Blick in die geistige Werkstatt des Künstlers. Wo ist die Sonne, von der hier gesprochen ward, wo der Glanz ihrer Strahlen? Das Geheimnis liegt in den wenigen Strichen im oberen Teil des Bildes, die die Vorstellung geballter Sommerwolken erwecken, über denen blauer Himmel erstrahlt. So gewinnt auch der Gegensatz zwischen Hell und Dunkel auf dem Pferdeleibe Bedeutung, wir legen ihn als Licht und Schatten aus, und das Feld erscheint uns hell bestrahlt. Damit ist der Stimmungsgrundton geschaffen, aus dem heraus das Spiel



Am Martinofen.

der „Gesellen“ verständlich wird und höhere Wahrheit gewinnt. Denn was hier als höherer Funke der Eingebung dem Künstler vorschwebte, das war weniger die Darstellung spielender Tiere an sich, sondern die jubelnde Kraft und die Heiterkeit überhaupt, wie sie der Stimmung sonnenbeschienenen Natur entspringt. Der heitere Ton der Landschaft wird bis zur Ausgelassenheit gesteigert durch das Spiel der Tiere. Der springende Gaul wirft seinen kraftvoll-gelenken Körper nach rechts, der aufschnellende Leib des ihm nächsten Hundes gleicht sich in schmiegsamem Sprung dieser Bewegungsschwingung energisch an, und der andere Hund bewegt sich bereits ganz in der angeschlagenen Richtung. Zugleich paßt sich sein Körper der allgemeinen Bewegung der sich nach rechts oben hinziehenden Landschaft an. So ist neben der Einheitlichkeit der Stimmung auch die der Linienführung und Komposition gewahrt.

Ein anderes Bild: „Frühling“. Ein stapfendes Kind, gelenkt vom Rind. Unendlicher Humor leuchtet wie der milde Sonnenglanz um die ferne Kirchturmkuppel über diesem Bild. Auch hier wieder die Knappheit der Ausdrucksmittel! Sparsam gesetzte helle Tupsen lassen die Furchen eines Ackers erkennen, der sich in leichter Schwingung in weite Ferne erstreckt. Den Rand des Feldes umsäumt sanftes Hügelgelände, überragt von dem Turm eines Gotteshauses. Entlang den Furchen zieht der schwere Leib einer trächtigen Kuh seine Bahn. Wir spüren die Kraft des Schrittes, die diese Last des Tierleibes fortzubewegen vermag, zugleich aber auch so etwas wie Anmut der Kraft: wie leicht geht doch die Kraftentfaltung vor sich.

Hier zeigt sich der Künstler in seiner ganzen Meisterschaft.

Es ist selbstverständlich, daß ein Künstler, der in strengster Konsequenz das Bild als eine rhythmische Einheit von Form-

elementen ansieht, sich dem Thema „Arbeit“ zuwenden und sich mit ihm nach allen Möglichkeiten hin auseinandersetzen mußte. Das Zusammenarbeiten vieler Menschenkräfte bei demselben Arbeitsvorgang erfordert in höchstem Maße Rhythmik. Diese zu erfassen, im Bilde lebendig werden zu lassen, ließ den Künstler eine große Zahl von Holzschnitten schaffen, in denen der Mann der Arbeit in der typischsten Ausdrucksform seiner Beschäftigung dargestellt wird. Und immer ist es der Lebensrhythmus der Arbeit, der uns aus diesen Darstellungen entgegen schlägt, jedesmal ist der fruchtbarste Moment erfaßt, das Wesentlichste des Inhalts treffsicher wiedergegeben, ob nun ein Kreis von Männern mit schweren Hämmern den Eisenkeil in den Boden schlagen oder eine Treidelleine den Karren zieht, ob Bergleute im Gleichtakt des Schrittes den Karren durch den Stollen schieben⁶ oder Hüttenleute „Am Martinofen“ sich dem weißglühenden Stahlblock entgegenstemmen.

Und doch erhebt stets sich über dem rein Gegenständlichen noch das Allgemeingültige einer Idee. Nicht irgendein Ausschnitt aus der Arbeit wird dargestellt, sondern die Idee „Arbeit“ an sich. In diesem Sinne kann man von einer Kunst sprechen, die mit der unmittelbaren Kraft der gegenständlichen Veranschaulichung die Deutbarkeit der Darstellung als Symbol verbindet — die „Spielgesellen“ als Verkörperung der Heiterkeit in der Natur, die „Arbeiter“ als Symbol der Arbeit als Idee.

In der gleichen Richtung liegen Dethgravens Holzschnitte, in denen er sich mit dem Problem der Führerpersönlichkeit auseinandersetzt. Der Redner, wie er die Masse in seinen Bann zwingt, sie mit sich fortreißt und die Vielheit der Willen zu einer Einheit des Wollens zusammenschließt, das ist das

⁶ Vgl. den Holzschnitt „Im Stollen“, Oktoberheft 1929, S. 433



Lebensweg.

lehnte Bild, aus dem sich als zweite Deutung die Idee erhebt, sondern die Idee ist hier selbst dargestellt, symbolisiert durch unwirkliche Geschehnisse. Der „Kampf um den Platz an der Sonne“, der „Berg des Mitleids“ gehören in die Reihe solcher Arbeiten. Besonders das letztgenannte Bild verbindet mit der Schwere symbolischen Gedankenganges eine Kraft der Monumentalität, wie sie bei den Kunstschöpfungen unserer heutigen Zeit nur noch sehr selten zu finden sind.



Kampf um den Platz an der Sonne.

Thema vieler seiner Darstellungen. Aber auch hier gilt die Darstellung letzten Endes niemals der Einmaligkeit der Situation, sondern wiederum der Veranschaulichung einer Idee: die Kraft des Willens, wie sie in Wort und Tat zu Herrschaft führt.

Ganz ins Symbolhafte hinein steigern sich jene Darstellungen, die sich mit der Tragik im Schicksal des Menschen beschäftigen. Hier ist es nicht mehr das der Wirklichkeit ent-

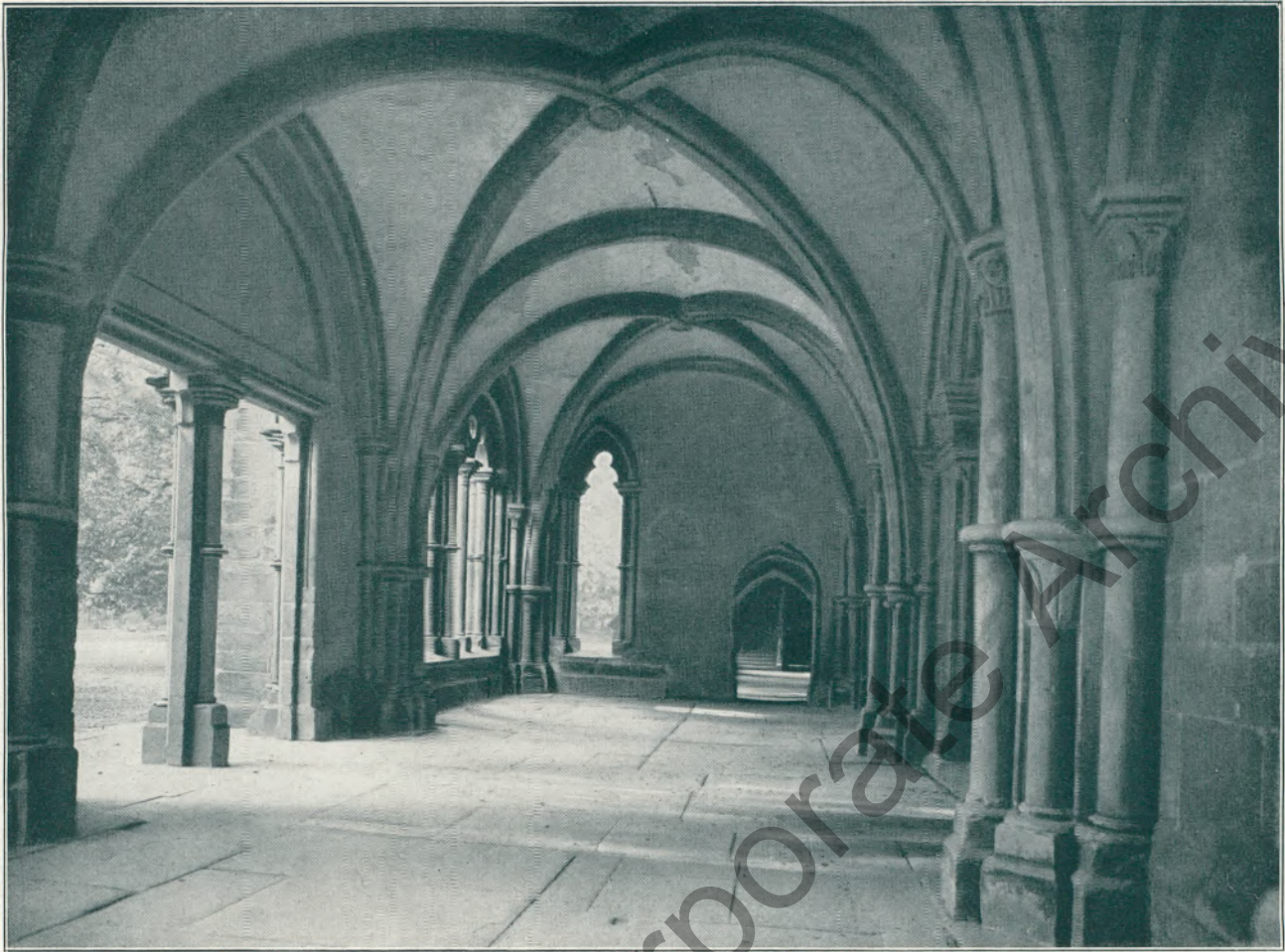
Was in diesem Bilde zu einer besonderen Steigerung ins Monumentale geführt hat, ist zugleich auch das, was wir bei allen besprochenen Bildern feststellen konnten, es ist die bewußte Beschränkung auf die besondere Technik des Holzschnittes, die zur Vereinfachung der Form herausfordert und damit zu dem führt, was so charakteristisch ist für die Bilder Pfahler von Obegravens: zur Isolierung des Hauptinhalts. Das aber heißt Monumentalität, heißt Kraft.



Berg des Mitleids.



Novembersturm.
Holzschnitt von Pfahler von Othegraven.



Kreuzgang im Kloster Maulbronn.

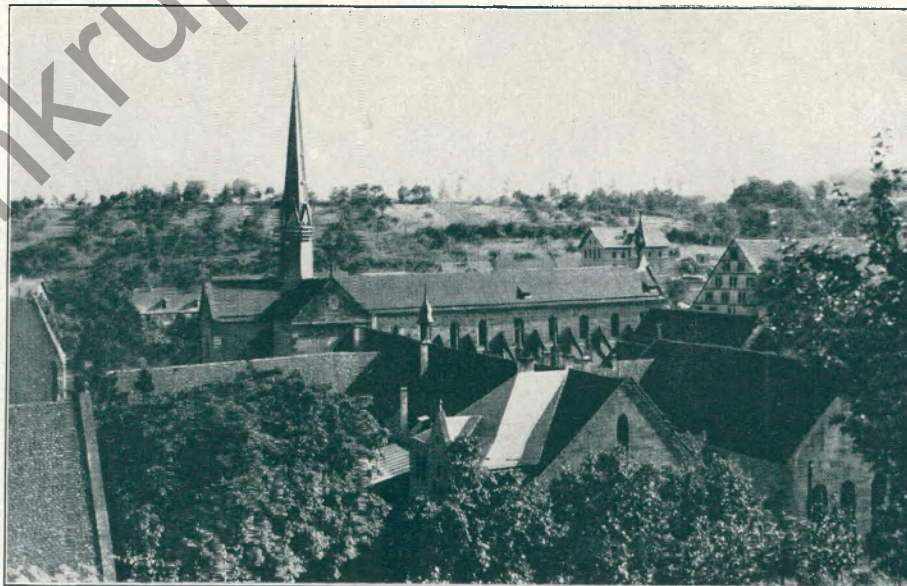
Deutschlands schönste Klosteranlage.

Von Dr. Dr. Gerhard Benzmer.

Raum eine Autostunde von Württembergs Hauptstadt entfernt träumt inmitten von Buchenwäldern und Wiesen die schönste unter allen erhaltenen Klosteranlagen in Deutschland: die ehemalige Zisterzienserkloster Maulbronn. Wenn man als höchsten Reiz der Klöster die Eigenschaft preist, daß sie Zufluchtsorte aus der geräuschvollen Hast des Alltagslebens darstellen; hier, in Maulbronn, bewahrheitet es sich in klassischer Weise. Kaum hat man durch das noch romanisch-rundbo-

gige Klostertor den weiten Hof der Anlage betreten, so ist's, als seien Lärm und Unrast der heutigen Zeit hinter dem Eintretenden versunken.

Eine neue, vom Zauber vergangener Jahrhunderte durchwebte Welt tut sich vor dem Besucher auf, eine Welt der Ruhe, des Friedens und der Andacht. Verwundert blickt man sich in dieser zur Wirklichkeit gewordenen Dornröschenszene um. Ja, gibt es denn so etwas noch: diesen verträumten, ummauerten Klosterhof mit seinen jahr-

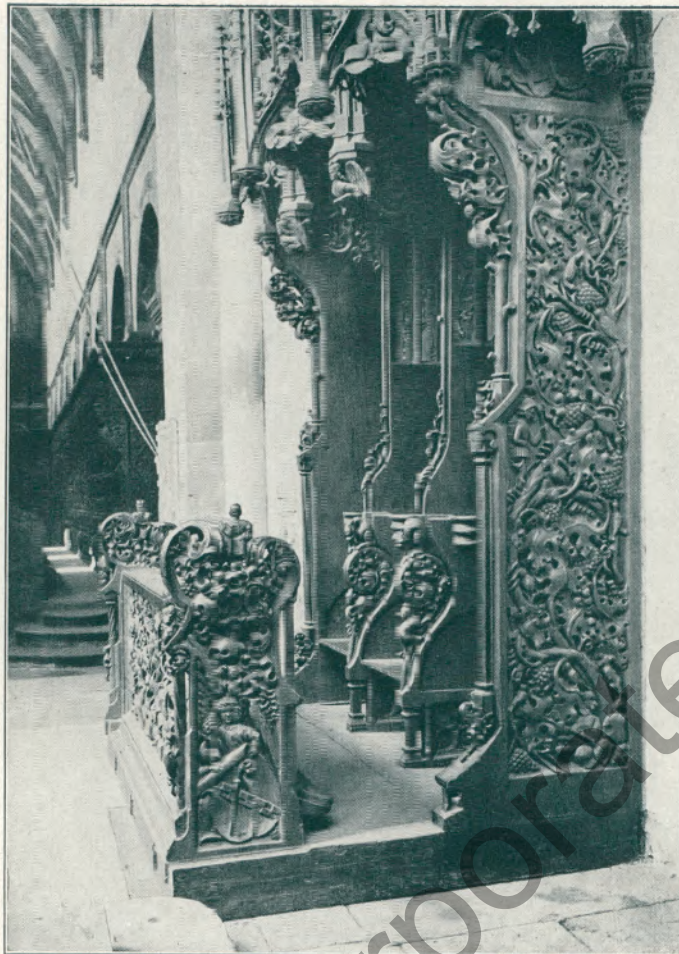


Das Kloster Maulbronn.

L. P. 21

hunderteaften Fachwerkgiebelhäusern, mit den Schuppen und Speichern der fleißigen Mönche, mit Kellereien und Küchereien, mit dem lustig plätschernden, blumengeschmückten Brunnlein und den mächtigen alten Linden, die wie trutzige Wächter den Eingang des eigentlichen Klosters bewachen? „Paradies“ heißt die Vorhalle, die nun der Fuß zuerst betritt; und wirklich — der Name ist nicht Übertreibung. Denn von den gesamten Klosterbauten ist dieses Bauwerk, das spätromanischen und gotischen Stilwundersam vereint, das schönste; und wenn das Sonnenlicht durch die Kleeblattfenster grüngoldene Dämmerung der alten Linden in den Raum

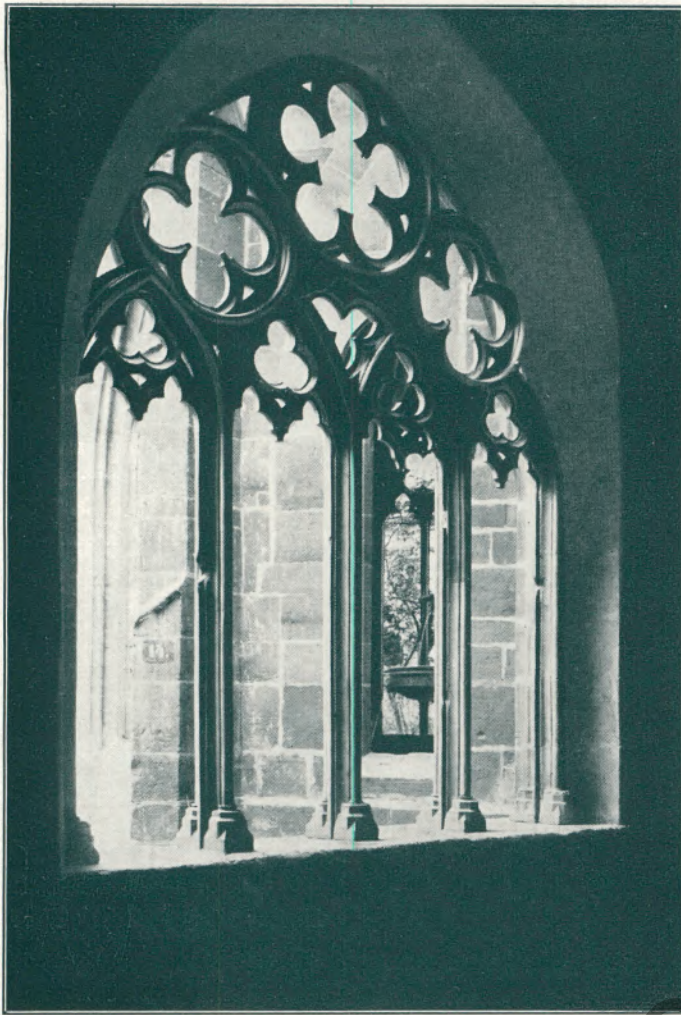
Rechts: Der dreißigige Levitenstuhl, ein Kleinod süddeutscher Holzschnitzkunst. Unten: Das reichgeschnitzte Gestühl im Herrenchor.



trägt und zitternde Reflexe auf den uralten Fliesenboden malt, den durch die Jahrhunderte hindurch der Tritt der Büsser weckte: dann überkommt den Fremden die rechte Stimmung für den Besuch dieser Stätte des Friedens.

Ein reichgegliedertes Portal läßt den Wanderer in die Klosterkirche ein, die ein wahres Schatzkammerlein alter Holzschnitzkunst genannt werden darf. Besonders im Herrenchor, den ein hoher steinerner Lettner streng vom Laien- oder Bruderchor abschließt, hat die fleißige Kunst der frommen Mönche Triumphe gefeiert, hat auf den beiden Doppelreihen reichgeschnitzter Chorstühle dem harten Eichenholz die mannigfaltigsten biblischen Motive, so Isaaks Opferung, Moses im feurigen Busch und vieles Unten: Nordöstliche Chorstühl.





Blick durch ein Kreuzgangfenster
in das Herrenrefektorium. T.P.A.



Der Brunnen im Herrenrefektorium. T.P.A.

andere mehr, abgerungen. Ein wahres Meisterwerk darf auch der kunstvoll gezielte, dreißigige Lepistenstuhl genannt werden, der für den die Messe lesenden Priester und seine beiden Gehilfen bestimmt war. Während in ihrer edlen Schlichtheit auch die lebensgroße Maria, die dereinst den Altar schmückte. Das prachtvolle Chorgestühl könnte gestern aus der Werkstatt der Mönche hervorgegangen sein. Ist's möglich, sich vorzustellen, daß das Holzwerk gerade ein halbes Jahrtausend alt ist?

Schöner aber noch als alles andere ist der Kreuzgang, auf den als Hauptverbindungsweg alle wichtigen Räume des Klosters münden. In die prachtvollen gewölbten Säulenhallen des Herren- und Laienrefektoriums und des Kapitelsaales fällt der Blick, die Wände des langgestreckten Parlatoriums, des einzigen Raumes, in dem die Mönche unter-

einander oder mit Fremden sprechen durften, raunen noch von halblaut geflüsterten Unterhaltungen, und während man die abgewetzten Stiegen der düsteren „Höllentreppe“ hinaufschaut, glaubt man wohl, Trappeln von Schritten der Mönche in der alten Bruderhalle zu vernehmen. Vom 13. bis zum 15. Jahrhundert erbaut, gibt der Kreuzgang von dem wundervollen, sprudelnden Formenreichtum jener Zeiten Kenntnis, da der gotische Stil die romanische Bauweise ablöste. Stunden über Stunden kann man in diesem Kleinod der Baukunst zubringen, ohne des Schauens müde zu werden; und während man den Blick durch das zierliche Maß- und Rankwerk der breiten Spitzbogenfenster über die grüne Dämmerung des Klostergartens wandern läßt, erzählt einem das leise Plätschern des Wassers in der Brunnenkapelle Geschichten aus längst vergangenen Tagen.

Mondaufgang.

*Dämmerung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!*

*Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.*

*Nun im östlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.*

*Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.*

Goethe.

Kramer & Friemann.

Eine Lehrzeit.

Von Fritz Müller-Parkenfirch.

Jetzt möchte ich gerade auch so sagen: „Liebe Mitleserlinge“, wie der, der euch und uns hier seinen eigenen Lebensroman gezeichnet hat, und der darin wurzelt: „Jetzt grad extra!“ Draußen kracht die Welt wieder einmal zusammen, und es gibt Leute, die meinen, wie stehen vor einer neuen Menschheitswende.

Es ist nicht so schlimm; diese sogenannten Menschheitswenden kommen in jedem kleinen Menschenleben vor. Daß plötzlich so ein Schlagbaum quer über den Weg liegt. Wenn einer dann mit Fritz Müller nur frohlocken kann: „Jetzt grad extra!“

Man sagt von einem Dichter, sein erster Roman sei stets ein biographischer, einer, den er mit mehr oder weniger „Dichtung und Wahrheit“ selber „erlebt“ habe. Bei Fritz Müller ist nur der Unterschied: er schreibt diesen Roman mit 44 Jahren erst! Das heißt, es steht also zwischen seiner Bekenntnisgeschichte viel erlebte Lebensweisheit und Lebenserfahrung. Es ist also von vornherein keine bloße „Geschichte“, die man nur des Vergnügens halber liest. Nein, es ist eine verflucht ernste Sache um den deutschen Kaufmann heute, der die Welt wiedergewinnen soll und muß!

Da braucht er Vorbilder, Führer!

Fritz Müller bringt dazu sein Lebenswerk. Es ist wie ein Strich, den er unter seine schönen Lebenswahrheiten gezogen hat, die in zahlreichen Büchern unterdessen längst in die Welt gewandert sind. Seine Bücher haben insgesamt 500 Auflagen erlebt. Rechnet man auf eine solche Auflage 1000 Stück, wie es gemeinhin geschieht, so bedeutet das nichts mehr und nichts weniger, als daß von Fritz Müller 500 000 Bücher in Deutschland verbreitet sind.

So ein Mann muß schon etwas zu sagen haben, sonst lauschten ihm nicht so viele Ohren. Und da ist es zunächst merkwürdig, daß man ihn als „Humoristen“ liebgerwann. „Mich und meine Feder haben sie einmal, als ich gerade schlief, unter die Humoristen eingereiht: Reihe sieben, drittes Fach unten, hintere Schublade, vordere Ecke rechts . . .“ schrieb mir der Dichter einmal vor Jahr und Tag, indem er in einer Art angewandten Humors selber darüber lachen konnte. Und doch gibt es ein köstliches Bekenntnis von Fritz Müller, das blizartig das gesamte Schaffen dieses ersten Mannes beleuchtet: „Als meine eigentliche Aufgabe betrachte ich die Lebendigmachung der technischen und kaufmännischen Arbeitswelt. Nicht im billigen Märchensinn, sondern im Glauben, daß die Kolbenstange und die Kontostift leben, wie wir auch!“ Das ist der Weg zu seinem Dichtertum. Ich glaube!

Jeder wahrhafte Künstler ist Diener einer inneren Idee, die sein Werk bewußt oder unbewußt beeinflusst. Bei Fritz Müller heißt diese Idee: Bruder=sein! Er steht mit allen Telephondrähten der Welt in Privatverbindung und geht durch die Köpfe und Herzen der Menschen hindurch zu den Seelen der Dinge: „Ich glaube, daß die Kolbenstange lebt, wie wir auch!“

Er kam sozusagen von rückwärts an die Dinge heran, in sie hinein. Von der realistischen Seite her, vom Leben. Viel Zwang gab's darin und oft nur das bittere Wort: Du mußt!

Als Sohn des Kaufmanns Friedrich Müller am 24. Februar 1875 in München geboren, arm von Hause aus, obgleich sein Vater einer der ersten Kaufleute in München gewesen, hieß es gleich: „Bub, jetzt lernen, daß alle Schwarten krachen. Wehe, wenn Du keinen Einser kriegst!“ Das sagte ihm sein Onkel. (Denn der Freiplatz in der Schule war an diese Markterzahl geknüpft.) Und eben dieser Onkel war Führer der bayrischen Achtundvierziger gewesen. Sie hätten ihn wegen Hochverrats auf ein Haar zum Tode verurteilt, aber die Volksmenge auf dem Münchener Marienplatz soll so gebrüllt haben, daß er freigesprochen und auf den Schultern die Kaufingerstraße hinuntergetragen wurde.

„So weit wenn du's einmal brächtest“, hatte die Tante zu dem Knirps Fritz Müller gesagt.

„Nein, lieber so weit“, hatte seine Mutter sie dann verbessert und dabei auf seinen Vetter Borscht gezeigt, der damals Bürgermeister in München wurde. —

Fritz Müller wurde also ein Musterbub und hielt die Einser in der Schule krampfhaft durch sechs Klassen aufrecht, sogar in der Chemie und in der Stereometrie. Bei einem Eins auf Zwei in einem Fach ging er mit Selbstmordgedanken nach Hause und schlug im Chemiebuch nach, wie man Phosphor aus Pottasche und gelbem Blutlaugensalz sich selbst bereiten könne.

Er machte das Einjährige an der höheren Handelsschule in München mit Note 1. Dann aber wog er Rosinen aus, während seine Kameraden studieren durften. (In seinem Roman wird man vieles, in den Zeilen versteckt, sich danach zusammenreimen können.)

Er gründete jetzt heimlich einen literarischen Verein „Veritas“. Aber die „Wahrheit“ bestand darin, daß der Zusammenbruch folgte und Fritz Müller, der junge Dichter und Kaufmann, in eine Nervenheilanstalt gebracht wurde.

Was folgte, waren die Wanderjahre der Seele und des Reisens. Zwar richtete er Bücher ein, wurde Prokurist, dann Direktor einer Terraingesellschaft, Handelslehrer, ein später Student endlich, zwar wurde er hin und her geschubst, im flimmernd hastenden Amerika, im geruhigen Zürich, im hartgepressten, glutenden Hochföbenbezirk westfälischer Industrie. Nachdem er aber im Parterre des Lebens Siege und Niederlagen im Coll und Haben seines Lebensbuches fein säuberlich zusammenaddiert hatte — zog er auf die erste Etage. Wurde, als ein reifer Mann, zugleich einer von den gütig Lächelnden, Darüberstehenden, Verstehenden: ein Dichter.

Er glaubt, darum lächelt er. Er löst fachte eine Schale nach der andern ab, bis er den Kern hat. Diese Menschen sind auch im Ernst noch fröhlich. Und wenn es nicht anders geht, lacht Fritz Müller sogar unter Tränen. Aber dies Lachen ist dann warm wie Innigkeit und Verzeihen. Seine Märchenbrille guckt nicht durch rosenrote Gläser, seine Geschichten haben im Gegenteil das, was man Hand und Fuß nennt. Das heimliche Symbol ist nie aufgelebt, es kommt einem entgegen wie ein Junge mit roten Backen.

So lebt der Dichter heute in seinem stillen Poetenheim, eine zweifache Mission erfüllend: Kündler der Freude und Kündler des Glaubens zu sein.

H. B.

Im Keller.

Als ich bei Kramer & Friemann in die Lehre trat, war ich siebzehn Jahre alt und frisch aus der Handelsschule entlassen worden. Mit einem Zeugnis, „das sich gewaschen hatte“, wie mein Vormund sagte, als er mich bei der Firma unterbrachte. Montag früh um acht Uhr trat ich an. Ein wenig bänglich stand ich vor der Türe. Den Jungensfilzhut hatte ich schon abgenommen, drehte ihn in meinen Händen und wiederholte mir noch geschwind im Geiste die Regeln der indirekten Wechselarbitrage. Die indirekte Wechselarbitrage war das Schwierigste, was wir in der Schule gelernt hatten, und ich hatte einen „Einser“ darin. Wer weiß, so dachte ich, wer weiß, vielleicht, daß dich der Herr Kramer gleich in der ersten Stunde danach fragt.

Als ich auf die Klinke drückte, fielen mir noch blizartig die sämtlichen Schwefelverbindungen ein. Die sämtlichen Schwefelverbindungen hatte ich in der mündlichen Abgangsprüfung aussagen müssen. Der Herr Friemann von Kramer & Friemann konnte mir ruhig in den Schwefelverbindungen auf den Zahn fühlen, dachte ich noch — ich hatte ein gutes Gewissen.

Und dann ging die Klinke nieder, und ich stand im Kassaraum von Kramer & Friemann. Menschen rannten hin und her. Türen knallten zu. Geld erklimte auf den Marmorbänken von den Schaltern. Laute, leise Stimmen kreuzten in einem Knäuel. Ich selber war im Nu hineingewickelt in dies Knäuel und hatte keine Ahnung von dem Lauf und Sinn der gekreuzten Fäden.

„Es tut mir leid“, ertönte eine Stimme, „bei Zucker und bei Anguillotti können wir unmöglich mehr als ein Prozent Skonto geben.“

„Wenn Sie meiner Konkurrenz auch liefern“, klang es von einem andern Schalter, „kann ich nichts mehr von Ihnen beziehen.“

„Wallner!“ rief eine tiefe Stimme, „rasch in die Buchhaltung mit dieser Aufstellung — nachsehen, ob vorher etwas offensteht!“

„Krrrr . . .!“ das Telephon.

„Benner, sehen Sie nach, ob die Sultaninen mit Begleitschein 1 oder 2 reisen!“

„Nein, sie sind schon im Dreimonats-Zollager . . .“ Anguillotti? Offenstehen? Begleitschein 2? Dreimonats-Zollager? Ich machte große Augen. Die Wörter drangen auf mich ein wie Feinde. Die Wörter hatten wir ja noch gar nicht in der Schule gehabt! Wie soll ich da bestehen?

Ja, wenn von Schwefelverbindungen die Rede gewesen wäre oder von dem Konjunktiv nach Verben, „qui expriment un mouvement de l'âme“, oder meinetwegen von den Atomgewichten oder den Ausdehnungskoeffizienten nach dem Gay Lussac-Mariotteschen Gesetz, oder am liebsten von der indirekten Wechselarbitrage, in der ich einen Einser hatte . . .

„Was wollen Sie?“ sagte die dünne Stimme eines dicken Menschen mit einem Federhalter hinterm Ohr.

Ich sah ihn ganz erschrocken an.

„Ich?“ sagte ich unsicher.

„Natürlich, wer denn sonst, wenn ich mit Ihnen spreche?“

„Ich — ich will Herrn Kramer sprechen“, stotterte ich.

„Herr Kramer ist verreist.“

„Dann Herrn Friemann, bitte.“

„Herr Friemann ist seit fünfzehn Jahren tot.“

Mein Filzhut war in meinen Händen in eine rasende Drehbewegung gekommen. Jetzt fiel er zu Boden.

„Tot?“ sagte ich verlegen und machte runde Augen.

„Gewiß“, ging es spöttisch weiter, „aber deswegen brauchen Sie nicht mehr zu trauern. Ich nehme an, daß Sie nicht wegen eines Kondolenzbesuches hier —“

„Herr Dessauer“, mengte sich hier eine tiefe Stimme ein, „jagen Sie dem jungen Menschen keine unnötige Angst ein. Sie können doch ungefähr erraten haben, daß dies der neue Lehrling ist, der heute eintritt — nicht wahr, Herr, nicht wahr, Müller?“

„Ja ja, ja freilich“, sagte ich und atmete auf.

„Also schön, ich bin der Prokurist. Ist recht, daß Sie da sind. Denke, wir kommen gut aus —“

„Gewiß, gewiß“, sagte mechanisch und eifrig mein Kopf. Der Prokurist lächelte.

„Ist gut. Hoffentlich bringen Sie bessere Vorkenntnisse mit, als Lehrlinge so gemeinhin haben —“

Als ich wieder nickte, fielen mit zwangsweise wieder alle Schwefelverbindungen ein, und die indirekte Wechselarbitrage leuchtete fern am Horizont auf. Aber ich sagte nichts. Er sollte nur fragen, dann würde er schon sehen.

„Als jüngster Lehrling kommen Sie zunächst zur praktischen Arbeit in den Keller zu Herrn Bichlsberger — kommen Sie mit!“

Er war schon an der Tür. Ich mußte laufen, so schnell ging er. Mit einem Aufzug fuhren wir in die Tiefe. Das Herz klopfte mir. Es war so dunkel. Wenn ich da an die hellen Schulsäle dachte . . .

Unter einer Gasflamme stand ein dicker, kleiner Mann.

„Bichlsberger, warum zischt das Gas so? Kleiner drehen, kleiner drehen — so, hier ist der neue Lehrling — nehmen Sie ihn tüchtig ran — Nacken steif, junger Mann, und Augen auf — adieu!“

Er fuhr wieder mit dem Aufzug in die Höhe.

„Wie heißen S’?“ fragte der Herr Bichlsberger.

„Mein Name ist Müller“, sagte ich etwas gemessen.

„Da herunten brauchen S’ net a so hochdeutsch z’red’n, Müller — so, und jetzt können S’ glei’ anfangen mit die Ultramarinstranzen.“

Ultramarinstranzen? Was war das nur? Davon hatten wir nie etwas in der Schule —

„Aber halten S’, mit dem Gwandlerl, mit dem feinen, können S’ net arbeit’n da herunten. Ziag’n S’ ’n Rock aus — so, jetzt die grüne Schürzen — na na, mei Liaber, die alte — die neue g’hört vorderhand noch mir, wenn S’ es derlaub’n — so, und jetzt tuan S’ in alle die Stranzen da immer fünf Pfund Ultramarinblau hinein, ham S’ verstand’n, Numera Null Null — das Auswieg’n können S’ doch hoffentlich?“

Ich sah angestrengt auf die Waage.

„Nein, das haben wir nicht in der Schule durchgenommen“, sagte ich gepreßt.

„Ja, was ham S’ denn nacha g’lernt in Ihrer Schul?“ sagte der Kellermeister Bichlsberger respektlos. Ich sah ihm gerade ins gutmütige Gesicht.

Sollte ich dem das von den Atomgewichten erzählen und von den Ausdehnungskoeffizienten der Gase?

Aber da fing er schon an, mir das rasche und genaue Wiegen zu erklären. Einen Papiersack nach dem anderen füllte ich. Der fünfte riß — blau puffte es mit dumpfem Knall auf den Boden — blau stäubte es nach allen Seiten — blau wurde mir vor meinen Augen —

„Dappete Händ ham S’ halt noch a bissel“, sagte der Kellermeister und zeigte mir, wie ich zusammenfegen mußte. Mitten unterm Fegen fiel mir ein:

„Dazu also hast du dein Einjähriges gemacht — dazu bist du der Preisbeste im Examen geworden — dazu . . .“

„A bissel g’schwind, Müller, hopplahopp, a bissel g’schwind — bei uns herunten wird sei net’ träumt.“

Und mein Besen segte, daß es eine Freude war. Nein, daß es eine Trauer war.

„Bim-bim!“ Es war das Kellertelephon.

„Hier Bichlsberger — was ist denn scho’ wieder? Was ham S’ g’sagt? Ob die Ultramarinstranzen no’ net fertig san? Ja mei’, da müß’n S’ no’ a wenig warten — der neue Lehrling stellt sich no’ a bissel — no a bissel trambappert an . . .“

Das war kein schöner Vormittag. Wenn das so weiterging in meiner Lehre? In so und so viel Stunden so und so viele Lüten mit Ultramarinblau füllen. Dann, als ich endlich fertig war, kam das Ultramarinblau an die Reihe. Und die letzte Stunde vor dem Mittagessen mußte ich Pakete schnüren. Es waren lauter Geheimnisse für mich. Ich schwitzte.

„Auf die höheren Schulen heitzutag krieg’n die jungen Leit lauter damische Finger“, begleitete der Bichlsberger meine vertrackten Paketverknüpfungen. Dann schlug es endlich zwölf Uhr.

„Bringen S’ heit nachmittag ein ordentliches Arbeitsgwandl mit“, sagte der Kellermeister. Und ich wünschte ihm noch, wie es sich gehört für einen gebildeten jungen Mann:

„Herr Kellermeister, guten Appetit!“

„Hier wird nit verschitt“, sagte er und ging.

Auf dem Flur traf ich einen andern Lehrling. Der war durch meinen Eintritt vom jüngsten Stift eine Stufe aufgerückt. Jetzt war ich der jüngste Stift. Herablassend kam er auf mich zu und kniff ein Auge zu:

„Gestatten — Adolf Sturmbrenner — habe ich die Ehre, mit Herrn Müller, dem neuen — dem neuen Volontär — äh?“ Wie nobel klang dies „Volontär“, und wie gewöhnlich hörte sich „der Lehrling“ an. Und dieser Adolf Sturmbrenner — endlich ein gebildeter Mensch. Er ging den gleichen Weg mit mir. Er legte hinterm Marienplatz die Hand auf meine Schulter:



Bergwinter.

Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz.

„Na, Sie werden sich eingewöhnen, Herr Kollege“, sagte er leutselig, „in welcher Abteilung stecken Sie eigentlich?“

„Beim Kellermeister“, sagte ich kleinlaut.

„Aha, Bichlsberger — dicker Prolet — kondoliere, Herr Kollege.“

Und dann wurde er vertraulicher. Er teilte mir mit, daß er bei Kramer & Friemann nur auf dringendes Verlangen der Firma eingetreten sei, daß er aber das eine schon heraus habe: in dem Hause sei nicht alles, wie es sein sollte. Oder ob das etwa bei einer bedeutenden Firma richtig sei, daß der verstorbene Inhaber Friemann ein halber Idiot gewesen wäre —?

„Halber Idiot?“ sagte ich, „woher wissen Sie —?“

„Na, man weiß so manches — übrigens der andere, der Kramer — unter uns — auch nicht viel los —“

„Aber wie kommt es, daß die Firma doch so einen großen Ruf hat? Da sind wohl die Prokuristen sehr —?“

„Die Prokuristen? Lassen Sie mich aus, Herr Kollege. Der erste Prokurist, der Sie heute morgen führte — Mathis heißt er — ich sage Ihnen — doller Schwachkopf — weiter nichts als doller Schwachkopf ...“

Und dann machte er so nach und nach das ganze Haus herunter. Ich wußte nicht recht, was ich denken sollte. Bis es mir einfiel, daß da eigentlich nur mehr der Volontär Adolf Sturmbrenner übrig bleibe, der was taugte, auf dem die ganze Last des Hauses ruhte. Halb zweifelnd, halb bewundernd sah ich ihn von der Seite an.

Schneidig war er, das war wahr. Eine große Kravatte hatte er, mit grünen und roten Tupfen drauf, und einen pik-feinen Spazierstock mit einem silbernen feudalen Griff schwang er immerfort im Gehen.

Ich fühlte mich arg im Hintertreffen ihm gegenüber. Und um nicht ganz hinter seiner überragenden Bedeutung zu verschwinden, schaltete ich ein:

„Haben Sie auch mit indirekten Wechselarbitragen zu tun, Herr Sturmbrenner?“

„Massenhaft“, sagte er, „massenhaft, sage ich Ihnen, seitdem das Schaf von einem Hauptbuchhalter immer diese Böcke mit den Effektzinsen geschossen hat.“

„Effektzinsen?“ sagte ich erstaunt, „Effektzinsen kommen doch in indirekten Wechselarbitragen gar nicht vor, Herr Sturmbrenner?“

„Nicht vor?“ Einen Augenblick schien er verlegen zu werden. Aber er hatte sich schnell gefaßt.

„Sehen Sie, das ist es ja gerade, daß das diesem Menschen nicht einmal bekannt war.“

Nachmittags mußte ich im Keller die Brutto- und Nettogewichte der Sesamölkäffer auf einer Liste aufschreiben. Als dies vorbei war, sagte Herr Bichlsberger:

„So, Müller, jetzt müssen S' lernen, wie man die Heringe von die Tonnen in die kleinen Fässerln umpackt.“

„Was?“ sagte ich empört, „Heringe soll ich packen?“

„Ja, Müller, das ist eine von de allerschwersten Arbeiten, und eigentlich sollten Sie erst in ein paar Wochen dran kommen.“

Er sah ganz ehrlich und gutmütig aus. Wahrhaftig, der Mensch glaubte gar noch, daß er mir einen Gefallen täte.

„Geben Sie sich keine Mühe, Bichlsberger“, sagte ich eilig, „Heringe packe ich nicht. Hat vielleicht je der Herr Sturmbrenner Heringe packen müssen?!“

„Der Sturmbrenner? Nein, der hat nie Heringe gepackt.“

„So — und warum soll ich das tun, und der nicht?“

„Den hat man überhaupt zu nix brauchen können, weil er a — a Windhund ist.“

„Bim — bim“, kam das Telephon.

„Hier Bichlsberger — was ist scho' wieder los? So, zum Herrn Mathis soll ich kommen? Ja ja, sofort.“

Rasch hatte er die grüne Schürze abgelegt, den guten Rock aus seinem Kellerschrank genommen und war hinaufgefahren.

„Müller!“ rief er noch zurück, „Müller, wenn a Bestellung kommt, sag'n S', gleich bin ich wieder da.“

Und dann saß ich neben den Tonnen mit einem zerknitterten Herzen. Nein, alles was recht war: vor sechs Wochen hatte ich noch mit Logarithmen gerechnet, vor sechs Wochen hatte ich noch ein Conto terzo mit Pfund und Sterling, Schilling und Pence glänzend gelöst — und jetzt sollte ich Heringe ...? Wenn das meine ehemaligen Professoren wüßten! Fast hätte ich geweint vor Zorn und Schmerz. Aber ich biß die Zähne zusammen.

Da klorrte der Aufzug. Der Bichlsberger kam wieder. Aber noch ein zweiter Mann stieg aus. War das nicht Herr Mathis?

Ja, das war er. Er grüßte freundlich, aber stumm. Stumm ging er in die hintere Kellerecke, wo die Garderobe war. Stumm kam er mit abgelegtem Rock und einer Lederschürze wieder in die Helle. Stumm kniete er sich nieder an den Tonnen, und stumm packte er, zusammen mit dem Bichlsberger, die Fische kunstgerecht von einem Faß ins andere.

Ich weiß nicht, ob es eine Viertelstunde dauerte, ob eine ganze Stunde, ob noch länger. Ich weiß nur, daß ich auch stumm dabei stand, und daß langsam eine weißbrennende Scham in mir aufstieg und eine neue Erkenntnis von der Lichtigkeit handwerklicher Arbeit und der Windhundigkeit allerlei Einbildungen.

Und dann hatte der Herr Mathis aufgehört und zu dem Kellermeister gesagt:

„So, Herr Bichlsberger, das war eine wahre Wohltat nach der vielen Kopfarbeit.“ Und während er sich die Hände wusch, nickte er mir noch einmal freundlich zu, der Herr Mathis, und stieg mit dem Aufzug geschwind in die Höhe.

An diesem Nachmittage habe ich das Heringpacken kunstgerecht gelernt. Und sogar gepiffen habe ich dabei. Einen Marsch haben wir zusammen gepiffen, der Herr Bichlsberger und ich.

Und als es Abend war und das Geschäft geschlossen wurde, habe ich noch einmal gepiffen. Das war, als der Herr Adolf Sturmbrenner wieder neben mir hergehen wollte und sagte:

„Na, Herr Kollege, habe gehört, Sie hätten Krach gehabt mit dem Mathis — machen Sie sich nichts daraus, wenn der dolle Schwachkopf —“

„Nein“, sagte ich geschwind und scharf, „nein, ich mache mir nichts daraus. Am allerwenigsten aber mache ich mir aus Ihnen, Herr Sturmbrenner. Auf Sie pfeife ich, Sie — Sie Windhund und Sie — Sie Ignorant in der indirekten Wechselarbitrage ...!“

II. Unverbrüchlich.

In meinem Lehrvertrag stand eine Klausel: „... und verpflichtet sich der Lehrling, über alle ihm bekannt werdenden Geschäftsgeheimnisse unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.“

Die Satzumstellung nach „und“ war grammatikalisch falsch. Der Stil war schauerhaft. Aber aus dem Sinn der Klausel strömte große Kraft. Vor allem tat's ein Wort mir an: unverbrüchlich. Wie das da stand, wie es einen ansah: unverwandt. Und wie es klang: geheimnisvoll und drohend. Zum ersten Male in meinem Leben schob sich eine glatte Worthaut auf, eines Wortes Seele wogte bloß: unverbrüchlich. Vom ganzen Lehrvertrage weiß ich heute nur ein Wort: unverbrüchlich. Es ist genug. Von dicken Büchern bleibt uns oft ein Wort. Es ist genug. „Unverbrüchlich“ war ein Zellenkern. Wenn von einem strengen Tannenwald der ganze Wald



Wintermorgen im Engadin.

Lichtbild von Albert Steiner, St. Moritz.

vermodert, und es bleibt mir nur ein Zellkern — nicht größer als daß ihrer dreizehn unter meinen Daumnagel gingen — es ist genug, daß ich den ganzen strengen Wald für meine Kinder neu erstehen lassen könnte.

Mein Sohn ist gestern in die Lehre eingetreten. Mutter meinte, daß ich vorher mit ihm sprechen sollte.

Da nahm ich ihn ins Zimmer.

„Es handelt sich um einen Schritt, mein Junge“, sagte ich, „der richtunggebend für dein ganzes Leben sein wird.“

„Na ja“, wackelten seine Jungenhohren. Seine Nasenflügel blähten sich — man konnte es erkennen — ein wenig gähmend: „Gott, was macht er wieder für 'ne Soße, der Alte!“

Ich schnippte ärgerlich den Daumen. Ein winziger Zellkern staubte unterm Nagel auf. Ich spürte leise von der eignen Lehrzeit her sein fernes Wehen. Ein Wort stieg langsam in mir auf, das mich damals angesehen hatte, unverwandt, geheimnisvoll und drohend. Ich machte ihm Bahn, ich räumte auf:

„Betrag dich so in deiner Lehrzeit, Junge, daß ich Freude an dir haben kann und Ehre. Sei mit einem Worte —“

„Gott, ist's noch nicht fertig?“ bogen sich ihm ungeduldig unterm Oberleder seine Jungenzehen.

„— und sei mit einem Worte: un-ver-brüch-lich treu!“

Wupp, war ihm der Zellkern flügel Schlagend durch die Nase ins Gehirn gezogen, keimte und schlug Wurzel. Keine Zehe bog sich, keine Ohren wackelten, zum ersten Male in seinem Leben schob sich ihm die glatte Worthaut auf, eines Wortes Seele wogte bloß: unverbrüchlich.

„Bub, willst du das bedenken: unverbrüchlich?“

„Ja, Vater“, klang das Wort aus ihm wie eine große tiefe Glocke.

Wie's ihm weiter gehen wird mit den gelobten Unverbrüchlichkeiten, weiß ich nicht. Vielleicht ähnlich, wie es mir erging...

Der Kaffee war eine erste Säule unseres Hauses. Er hat dessen Ruf begründet. Er schaufelte das meiste seines Kapitalzuwachses. Ihm galt das meiste Sinnen unsres Prinzipals. Daraus wuchs ihm eine Blüte: Ein Verfahren fand er, wie durch einen organischen Zusatz beim Rösten das Ergebnis im Gewicht und in der Güte wesentlich verbessert werden konnte. Die Patentierung freilich machte Schwierigkeiten. Briefe über Briefe ans Patentamt wurden mir diktiert. Unterdessen zog der neue Kaffee seine Bahn und holte sich Erfolge auf Erfolge.

Die Konkurrenz war wütend. Es kam ein Angebot ums andre auf Gewinnbeteiligung. Am eifrigsten waren Riesler & Konsorten hinter her. Alles schlug Herr Kramer ab: „Erst sicher patentieren, dann verhandeln“, entschied er.

Es war um diese Zeit, daß mich ein unbekannter Herr auf der Straße zu grüßen begann. Höchst respektvoll, mit einem Zirkelschwung des Hutes und mit einem raschen Nuck zurück in einem Winkel von reichlich fünf und vierzig Graden. Das war der Gruß, der damals unter den Studenten Vorschrift war. Also hält er dich für einen solchen, dachte ich geschmeichelt. Ich grüßte zirkelschwunghaft und mit reichlich sechzig Graden wieder. Einmal bat er mich um Feuer. „Gestatten?“ sagte er, „mein Name ist v. Schwindragheimer.“

Verflucht, da konnte ich nicht hinten bleiben. „v. Müller“, log ich.

„Sehr angenehm — würde mich riesig freuen, einmal abends eine Partie Billard im Café Wittelsbach — nettes Lokal — honette Leute — Herr v. Müller.“

Noch am gleichen Abend maßen wir die Billardstöcke. Ich war kein Held im Spiel. Dennoch gewann ich. v. Schwindragheimer spielte gar zu lässig. Fünf Partien hatte ich gewonnen. Jetzt saßen wir beim Kaffee. Das Gespräch ging zähe.

„Sie studieren?“ fing ich an.

„Ja, botanisches Laboratorium“, warf er hin, „und Sie?“

„Praktische Handelswissenschaften.“

„Sind zu beneiden. Grau alle Theorie, grün des Lebens goldner Baum. Plage mich seit Wochen mit dem Röstprozeß von Kaffeebohnen. Wird Sie wohl kaum interessieren?“

„Im Gegenteil. Das Gebiet ist mir nicht unbekannt.“

„Welcher Zufall! Habe Streit mit einem Herrn Kollegen. Der Mensch behauptet nämlich — nein, erst diesem Herrn hier, bitte — und mir etwas heller, Ober.“

Der Kellner mit dem unbewegten Anlitz goß ihm die Milch nach.

„Mein Kollege behauptet, daß die Ausbeute in Menge und Güte am höchsten ist, wenn der Rohkaffee in der bisher üblichen Weise möglichst dunkel ausgebrannt wird —“

„Ihr Kollege ist ein Dummkopf“, warf ich sachlich ein.

„Wogegen ich glaube, daß möglichst milder Röstprozeß unter Zusatz irgendeines organischen Unterbrechungsmittels, das ich freilich noch nicht kenne —“

„Aber ich“, pläzte ich großspurig heraus und schob die geleerte Kaffeetasse nervös zum Tischrand.

„Was Sie nicht sagen“, zwinkerte der andere, „da wäre ich Ihnen dankbar — im wissenschaftlichen Interesse natürlich —, wenn Sie mir einen kleinen Fingerzeig — den Teufel auch, jetzt hat der Mensch die Tasse untern Tisch gewischt!“

„Nacht nichts“, sagte der Ober mit dem unbewegten Gesicht, „unsre dicken Tassen sind ja un-ver-brüch-lich!“

„Unzerbrechlich“, verbesserte ich.

„Un-ver-brüch-lich!“ beharrte der Unbewegte hoheitsvoll.

„Dummes Zeug“, sagte ich, „eine Tasse ist nicht unverbrüchlich. Unverbrüchlich ist was anderes, wie zum Beispiel in meinem Lehrvertrag —“

„Ah, Sie haben einen Lehrvertrag?“ unterbrach mich v. Schwindragheimer.

Ich biß mir auf die Lippen: „Gewiß, was jedoch nicht hindert, daß ich heute schon die verantwortlichsten Arbeiten, wie Patentbriefe —“

„Vermutlich auch Kaffee betreffend, nicht wahr?“

„Natürlich.“

„Aha, daher wissen Sie Bescheid in wissenschaftlichen Dingen und könnten die Wette zu meinen Gunsten entscheiden, lieber Herr v. Müller.“

„Welche Wette?“

„Na, mit meinem Kollegen — immerhin ein paar hundert Mark —“

„Donnerwetter!“

„Wovon gern die Hälfte Ihnen gehören soll, wenn Sie mir jetzt sagen, welchen Zusatz — wissenschaftlich meine ich — was wollen Sie schon wieder, Ober?“

„Ich schlug in unserm Duden nach“, sagte der Unbewegte, „es heißt dennoch un-ver-brüch-lich, meine Herren.“

„Schweigen Sie still“, sagte ärgerlich v. Schwindragheimer.

Stillschweigen? unverbrüchlich? — überfiel es mich heiß. Das Wort in meinem Lehrbrief reckte plötzlich seinen Hals und sah mich an aus strengen Augen: „Hast du stillgeschwiegen — unverbrüchlich?“

Mir wurde heiß, so heiß.

„Oder hast du schon geschwätzt?“ fuhr's fort.

„Noch nicht — noch nicht — Herr Ober, zahlen!“

„Aber bester Herr v. Müller, warum so eilig? Sie wollten mir doch eben noch was erzählen von —“

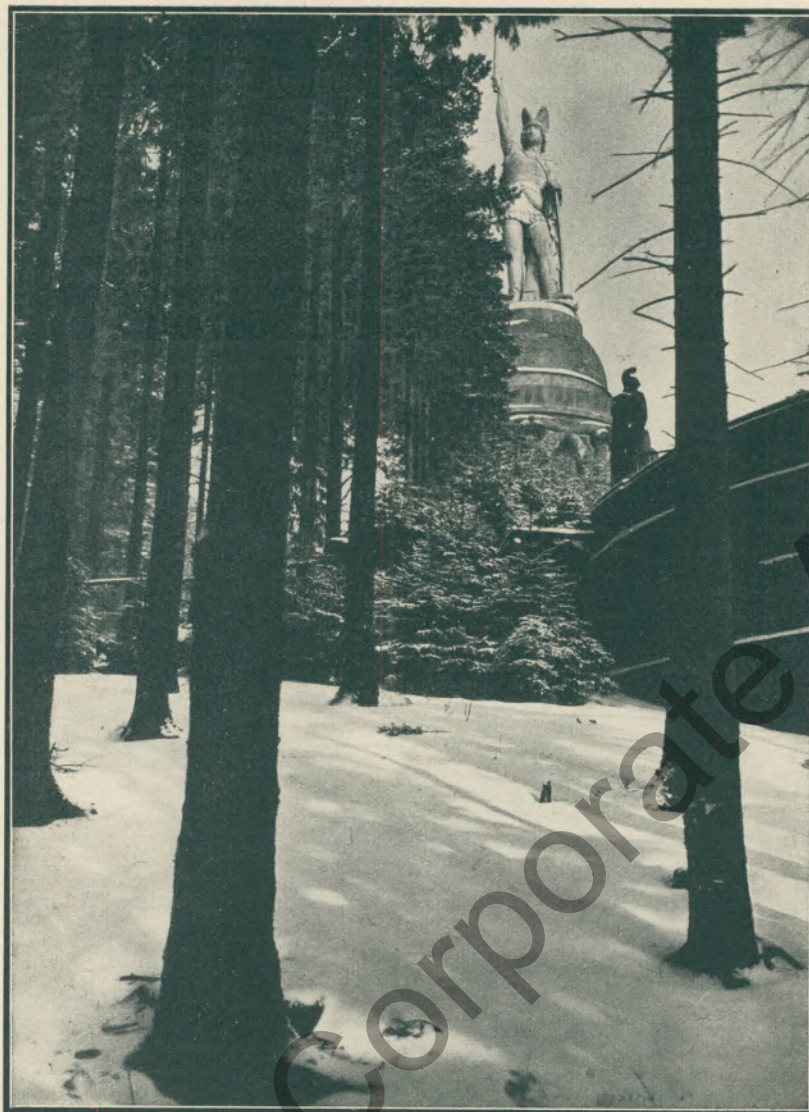
„Ein andermal. Ich muß heim. Ich heiße nicht v. Müller, sondern Müller — guten Abend!“

Am nächsten Morgen ging der Buchhalter Vater an meinem Platz vorbei, blieb stehen, sagte nebenbei: „Was ich sagen wollte — sah Sie gestern Abend im Wittelsbach von fern — nehmen Sie sich vor diesem Menschen in acht.“

„Vor welchem Menschen?“

„Vor diesem Schwindelmeier von unserer Konkurrenz Riesling & Konsorten, der Mensch ist ein Filou.“

(Fortsetzung folgt.)



Hermannswald!

Von Fritz Mielert.

Der nachfolgende Aufsatz dürfte für die Besucher des Leutoburger-Wald-Erholungsheims von ganz besonderem Interesse sein.

Die Schriftleitung.

Wenn im Februar der Frost die Jägerpfade verharscht, wenn zwischen freierenden Bäumen Schnee gespenstert oder wenn der Märzsturm durch die Baumkronen braust, daß sie ächzen und knarren, dann ist's die rechte Zeit, durch den Hermannswald zu streifen. Wenn die Weichmütigen sich fröstelnd in die gewärmten Stuben verkriechen und der Mensch „keinen Hund auf die Straße jagen möchte“, dann, ja dann lebt das alte Wotansche Waldgebirg auf, dann werden die Stimmen der greisen Heidenpriester wach, und unter den roten Buchenblättern und den schneeumkränzten grünmoosigen Steinen des Gebirgs bricht fünftausendjähriger Odem auf. Dann ziehen die Götter Germaniens durch diesen Wald, dann wachen die alten Sachsen auf, deren Gebeine im Bann ihrer eichenumfriedeten Höfe seit Jahrhunderten vermorschten.

Seht, wie dort im Norden dieses 150 Kilometer langen Höhenzuges, der wie die Midgardschlange durchs Land der uralten Bauern- und Edlingshöfe wellt, ein wirres Felsgekrust emporgerückt starrt! Weiß nicht, wie alt die Wurzel jener Sage ist, die in der hockenden Menschgestalt des hinaufgehobnen dieser Felsen ein Weib erkennt, das nach der einen Form der Sage vor einer großen Flut (Eiszeit?), nach

der anderen vor einem gewaltigen Berggeist floh. Aber der Umstand, daß in der zweiten Form eine Edlingstochter zu Odin um Erbarmung vor dem sie bedrängenden Riesen fleht und dieser sie zum Schutze in einen Fels verwandelt, weist tief hinab ins mystische Zeitalter der hehren, lapidaren Sagen des Nordens. Lieber als in dieser landläufig bekannten Gestalt sehe ich den Felsen von einer anderen Seite. Eine halbe Wendung nur, und man erblickt den gleichen Stein nicht mehr weiblich schwächlich, sondern aufgerichtet als einen den Schnabel hiebbereit öffnenden Riesenvogel der Urzeit, eine Art Vogel Greif. (Vgl. Abb. 4.)

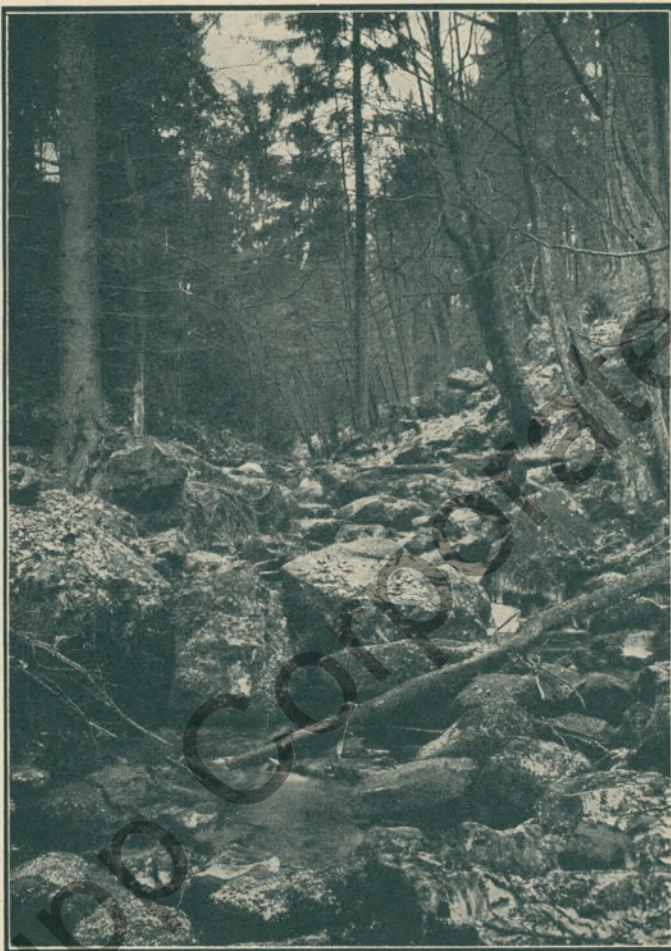
Und so ist das ganze Gebirg. Germanische Rauheit paart sich mit germanischer Traumhaftigkeit allerwege. Vom Kamm zu Halle, auf dem sich's in Sommerzeiten wie über einen Teppich geht, der aus einem breiten Grasband als Weg und einer braunvioletten Einfassung von Heidekraut sich zusammenfügt, schweift der Blick weithin bis zu dem 40 Kilometer entfernten Wiehengebirge an der Weser; wo jeder Fels- und Baumriese, jede Höhle und Quelle von Wittekind zu künden weiß und man hinabsieht auf das reichgesegnete Land der Wittekindshöfe um Werther, Enger und Bünde.

Seltamer als anderes ist eine Mondnachtwanderung über diesen Gebirgsscheitel hin von Halle bis Bielefeld, wenn in der Tiefe beiderseits die Hunde in den Höfen gleich Wölfen aufheulen und bellen, wenn von den Kirchen der Dörfer der Zeitstundenschlag wie ein Klang aus geborgenen Welten hinauf in faustische Welt- und Zeitlosigkeit dringt, aus der Welt der Christenmenschen hinauf in eine visionäre andere Welt.

Aber dann, wenn wir jenseits Bielefelds sind, wenn des Tönsberges langer Rücken winkt und wir an seinem äußersten Südende die seltsame Hünenkirche im dichten Tann vor uns sehen, ganz unzweifelhaft ein germanisches Bauwerk aus Stein und Mörtel, das tief in die vorchristliche Zeit hinabreicht, dann wird es unfäglich feierlich um uns. Überaus gut erhalten ist die von Erdwällen und Gräben gebildete Umwehrung dieses Heiligtums, das schon dadurch als eine Kult- und Schutzstätte des Urvolks sich erweist, nicht minder auch durch seine Anlage an dem steilen Südfall des Berges. Wie buchtet und schluchtet sich nun das Gebirge, wie kraftvoll entfaltet es sich nach beiden Seiten hin! Kläftertief drunten sucht zwischen grünlichen Buchenstämmen, die gleich Leimpfählen auf gehügelten, flammigroten Blätterteppichen stehen, ein stoßend bläulich Rinnsal seinen Weg in einen versteckten, eisigen Lump. In einer anderen Talsalte brechen kleine Quellen mülmend und blasenwerfend wie gärender Wein aus klarstem Sandboden auf. Vor uns schließt sich der Wald feierlich mit schnee-beladenen überhohen Fichten, deren Gezweig bis zum Boden niederschleppt. Durchbricht man den heiligen Bann dieser trauerdunklen Bäume, so stäuben die Äste uns Schnee auf Kopf und Hände, und tief versinkt man im mulmigen Schnee. Aber man gelangt zu Lichtungen, wo entweder ein wilder Apfelbaum wie vergessen von der tausendjährigen fränkischen Gärtnerkultur sein verdorrten Gezweig halb schüchtern spreitet, ein Liebling Freyas, der uns scheu anblickt, daß wir sein Versteck aufgefunden haben. Oder man sieht sich einer uralten abgestorbenen Buche mit steinharten Baumschwämmen am Stamme gegenüber. Wunderbar ist der Farbenreiz der braunen Pilze, des scheckigen Stammes, der dicke Flechten trägt und über dessen grünüberpolsterte Greifenarme sich schmückende Schneehäuschen verteilen.

Aus dunklem Wald kommt man zu moorigen Hochflächen, zu fahlen Berglehnen, über denen unwahrscheinlich hohe Fichten einsam in den grauen Sturmhimmel stechen, zu schneeigen Gipfeln und durch Buchengestrüpp hastenden Hasen, dann aber unvermutet zu einer zur Höhe emporgehobenen wundervollen Heide, in der auch nicht ein Flöckchen Schnee zu entdecken ist und deren Wacholderbäumchen so zahlreich und lebendig dastehen, wie wenn es ein Lust- und Märchengarten Freyas ist.

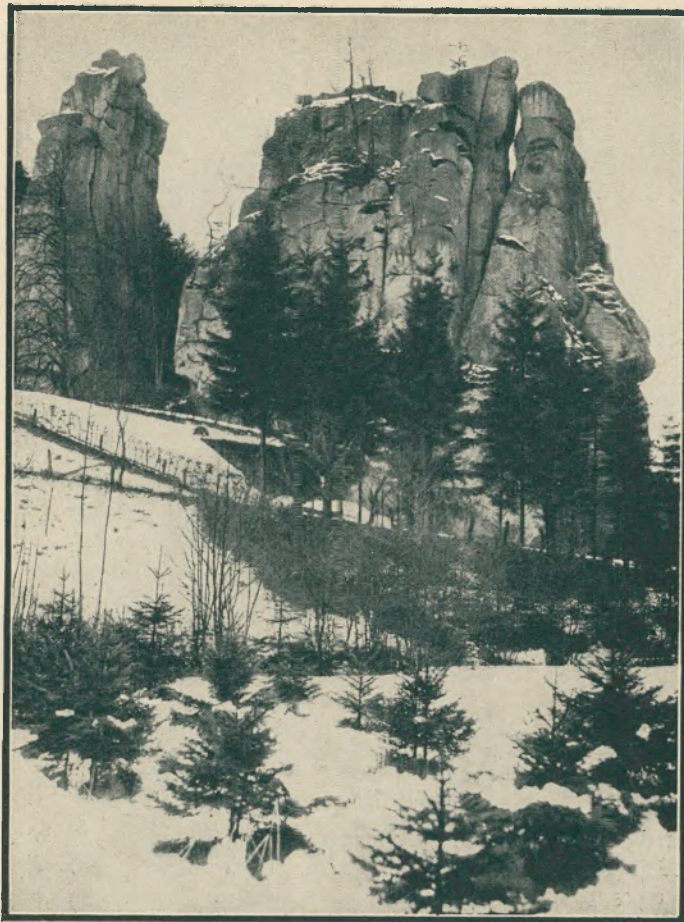
Auf und ab führt uns unser Spürsinn, jeden Weg meidend, bis die Feierlichkeit einen besonderen Grad erreicht und wir im tiefsten Walddunkel vor riesenhaft aufgeworfenen Erdwallburgen stehen, die sich zwischen Baum und Fels runden. Und unvermutet — welch überraschender Anblick! — ragt über den Bäumen der grüne Hermann, der Geist des Waldes, schön wie ein Gott! Stark und rein wie die massenhaft hier umdrängenden Wälder ist dieses beste aller deutschen Denkmäler. Drinnen im Walde fühlen Wildschweine, und auf der großen Wildbahn oben kann man den stolzen Hirsch aus dem Dickicht treten sehen.



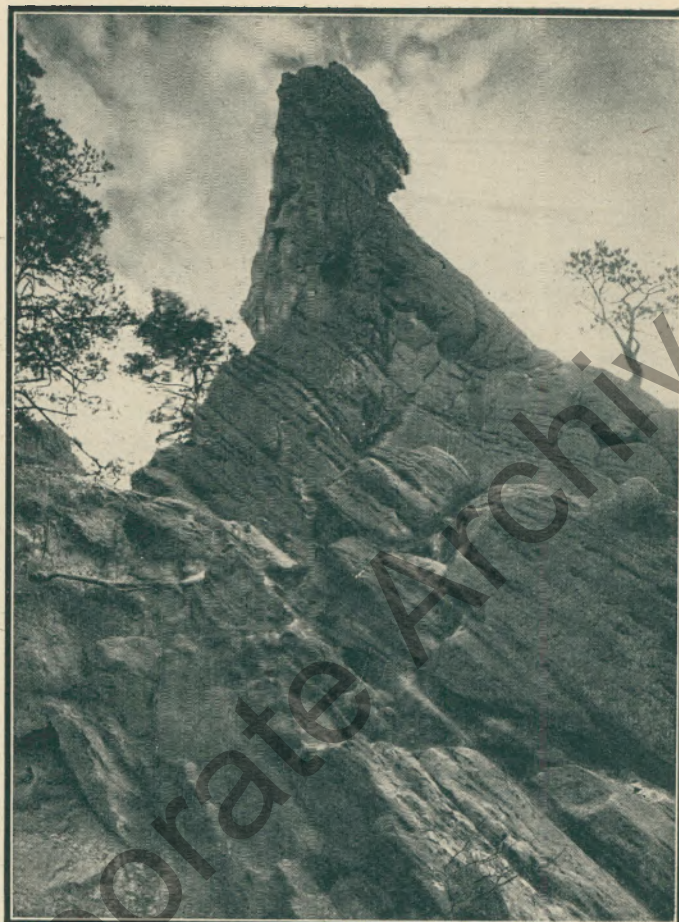
Das Silberbachtal.

Steigt man vom Gebirge gegen Westen hinab, so empfängt uns die winterlich stille Senne und deren bannendster Teil, das Osterholz mit seinen germanischen Kultheiligtümern. Da sind drei hohe, zusammenhängende Hügel, ganz wie jene in Schweden Gottheiten geweiht, angrenzend der noch heute so genannte Afschenweg, der zur Königsau führt, einem vorchristlichen Begräbnisplatz für germanische Könige und Edlinge. Angrenzend ist ferner die Feststraße, die auf Volksfeste deutet, und die zu einer gewaltigen, modernen Ausmaßen kaum nachstehenden Rennbahn in elliptischer Form führt, deren Arena wie auch die amphitheatralische Umrundung noch gut erkennbar sind. Benachbart ist auch eine astronomisch-astrologische Hochschule mit sechs nach den wichtigsten Gestirnen der antiken Welt ausgerichteten Steinmauern, die man auf ein Alter von etwa 4000 Jahren schätzt (1800 vor Chr. laut Nachprüfung durch das Astronomische Institut in Berlin).

Alles ist hier heiliger Urväterboden, und die Erkenntnisse, die aus diesen stummen Zeugen empornwachsen, erschließen uns eine Hochkultur des Germanentums, die schon ums Jahr 2000 vor Christus jener der Ägypter nicht unwürdig gewesen sein wird. Was sind die allerorten am Fuße der langen Gebirgsschlange aufgeschichteten Hünengräber anderes als die letzten Überreste von Erdpyramiden, Gegenstücken zu den Pyramiden Ägyptens! Und droben auf den Erternsteinen lehrt die ganze Formung der Felsen mit ihren Höhlen und Kapellen, daß das Heidentum eine Kultur besaß, allzustark, als daß das Christentum nicht mit aller Rücksichtslosigkeit dagegen ankämpfen mußte, wenn es sich durchsetzen wollte. Die Hinopferung der 4500 Sachsen zu Verden an der Aller durch Karl den Großen, den „äsgen Metzger“, wie ihn die Sachsen nannten, war nichts als die Vernichtung der geistigen Führer und Bewahrer germanischer Kultur, der germanischen Gelehrtenwelt kurzweg. Karls Sohn, Ludwig der Fromme, vernichtete mit brutaler Umsicht alles Schriftwesen der Älsachsen, ihm fällt auch die allerdings unvollendet gebliebene Zerstörung der Kultstätte auf den Erternsteinen zur Last. Noch zweihundert Jahre später läßt Bischof Meinwerk das germanische Bildwerk an den Felsen der Erternsteine ver-



Die Eternsteine.



Die Törenter Klippe.

nichten und ein christlich Bildwerk an dessen Stelle setzen, eine brutale Symbolisierung des Sieges des Christentums über das Sinnbild des germanischen Glaubens, die Irminsul, die als tief sich vor Christus Neigende, samt Mond und Sonne, wiedergegeben wurde.

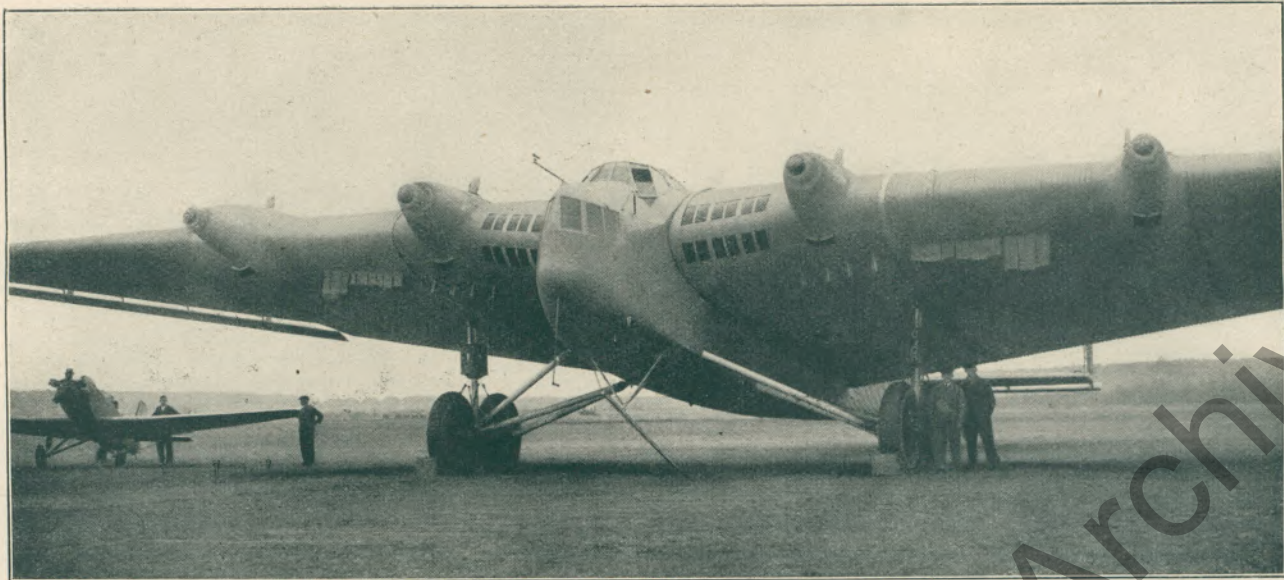
Nahe den einzigartigen Eternsteinen ragt der Bärenstein mit einer germanischen Thingstätte und Opfersteinen. Stark weht hier die Luft, stark, wie der Odem der alten, versunkenen Welt Wotans gewesen ist. Hoch und hehr im Wissen und Denken, einfach und hart im Wesen, so waren die Urfahren der Natur würdig und dem Boden, der sie gebär und nährte. Viel ist an dem Walde gemodelt und gestückelt worden. Wege führen hindurch und Bahnen, geforstet wird und Sommerfrischenhäuser „mit allem Komfort“ schmiegen sich in die schützenden Bergfalten. Der Bauer am Fuße der Berge, der Nachfahr, braucht Maschinen und zieht Kraft und Licht aus

Drähten. Aber trotzdem: Es ist noch graugrünes Steingetürr da auf den Höhen wie in den Tälern, titanisch im Silberbachthal; es sind noch Dürchte wie zu des Cheruskers Zeit, Hochsitze als Lugine land, wie der Belmer toot, die Grotenburg. Noch leuchtet die Sonne am Sonnenwendtag glutrot oder goldsprühend durch das kreisrunde Himmelsgestirnfenster der Sonnenkapelle auf der Eternsteinen, noch sind da Ried und Bruch, Moor und Heide, Wald und Wild, und der Stamm-

baum der stürigen Bauern weist bis in Wittekind's Zeiten hinauf. Sohn um Sohn hat diese Bauerngehöfte besessen, älter als alter Fürstentum sind diese Geschlechter verbunden mit ihrem Besitzum . . . Wenn der Februarsturm Schneemassen stäubend durch die Lüfte wirft und der Märzwind die hohen Wälder des Gebirgs aufrauschen läßt, dann, ja dann ist es Zeit, durch dieses Gebirg zu ziehen, den Fuß in die Stirn gedrückt, den Kopf aber hoch, Wotansche Luft zu atmen!



Altgermanischer Sonnenkultraum auf den Eternsteinen.



Die „Junkers-G38“, ein neuer bedeutungsvoller Schritt zum Tur-Flügel-Flugzeug.

Die Technik an der Jahreswende.

Dem verflossenen Jahr geben die technischen Fortschritte im Verkehrswesen das Gepräge. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es ja dringlichere allgemeinere Bedürfnisse zu geben als die ständige Steigerung der Geschwindigkeit unserer Verkehrsmittel. Aber die Verkehrsmittel selbst sind nun einmal unentbehrlich, um die Zusammenballung der Bevölkerung aufrechterhalten zu können. Die Vorfrage, ob die Zusammenballung der Bevölkerung etwa unrationell sei, braucht an sich nicht von der Technik beantwortet zu werden; sie muß damit einfach als einer gegebenen Tatsache rechnen. Um eine Vorstellung davon zu gewinnen, in welchem Umfange die Technik für die Forderungen des Verkehrs eingesetzt wird, seien die technischen Leistungen für die Verkehrswirtschaft vor denen der Stoffwirtschaft betrachtet, die ja auch zu einem erheblichen Teil wieder dem Verkehr dienstbar ist.

Noch vor etwa dreißig Jahren hatte die Eisenbahn nahezu ein Monopol für die Güterbeförderung über Land. Dann fingen die Wasserstraßen an, ihre Konkurrenz zu machen, und das letzte Jahrzehnt machte den Lastkraftwagen zu einem neuen, gefährlichen Konkurrenten. Elektrizität und Gasfernleitung sind ebenfalls Wettbewerber der Reichsbahn. Die nächsten Jahre werden zweifellos in der Eisenbahntechnik zu großen technischen Fortschritten anregen, denn unter dem Druck ihrer Wettbewerber muß die Eisenbahn bestrebt sein, ihre Geschwindigkeit zu erhöhen, vor allem auch im Güterverkehr. Weiter ist eine schnellere Zugfolge durch Einsetzen von Triebwagen und leichten Güterzügen mit zwei bis drei Wagen anzustreben. Die Erhöhung der Geschwindigkeit bedingt nicht nur Verbesserungen am Oberbau, sondern auch an den Sicherungen der Übergänge usw. Neue Systeme automatischer Sicherungen an Eisenbahnübergängen sind kürzlich erfolgreich erprobt worden, so daß mit ihrer Einführung zu rechnen ist.

Im Jahre 1929 hat die Reichsbahn eine neue Kohlenstaub- und eine Diesellokomotive in Betrieb gestellt. Vor allem von der Kohlenstaublokomotive darf man eine Verbilligung des Betriebes erwarten, während die Diesellokomotive mehr fürs Ausland, das keine Kohle und große, wasserlose Gebiete hat, geeignet ist, also für unsere Industrie ein wertvoller Exportartikel werden kann. Im Automobilbau hat sich innerhalb von wenigen Jahren die Ganzstahl-

karosserie völlig durchgesetzt. Es gibt Techniker, die dem Waggonbau eine ähnliche Entwicklung voraussagen. Auf der französischen Nordbahn sind die ersten Ganzmetallwagen bereits in Betrieb genommen worden.

Der Kraftwagen hat der Landstraße neues Leben und damit neue technische Aufgaben für den Straßenbau gebracht. Die letzten Jahre haben insofern zu einer Klärung geführt, als sie sowohl der Beton- wie der Asphalt- und Leerstraße ihr Anwendungsgebiet zugewiesen haben. Der Leerstraßenbau erwies sich für deutsche Verhältnisse als besonders geeignet, insbesondere in Verbindung mit Hochofenschlacke, da er dank verschiedener Befestigungsweisen der Verkehrslast weitgehend angepaßt werden kann. Da die Gemeinden stets mit verschiedenen Straßenbaustoffen zu rechnen haben werden, macht sich das Bestreben nach Schaffung von Universal-Straßenbaumaschinen geltend. Diese sind hervorgegangen aus den amerikanischen Beton-Straßenfertigern, in Deutschland weiterentwickelt und im verflossenen Jahr zum erstenmal den Bedürfnissen der Leerstraße und der Steinpflasterung angepaßt worden. Die Verwendbarkeit von Straßenbaumaschinen wird in dem Wettbewerb zwischen den Straßenbaustoffen eine entscheidende Rolle spielen. Hier sind daher weitere Fortschritte zu erwarten. Für die vielbeanspruchten Stadtstraßen hat man in Amerika und in Frankreich wieder Versuche mit gußeisernen Pflastersteinen gemacht; von allgemeiner Bedeutung können sie allerdings vorläufig noch nicht werden. Die verbesserten Straßen einerseits, die großen Verbesserungen im Omnibusbau der letzten Jahre andererseits scheinen dem elektrischen Oberleitungsomnibus, der sich vor dem Kriege nicht durchsetzen konnte, neuen Auftrieb zu geben. In kleineren Städten und in Außenbezirken, wo sich die Schienenverlegung wegen zu geringer Frequenz nicht rentiert, kommt er in erster Linie in Frage.

Ein Beispiel dafür, wie sich die Verkehrsmittel im Idealfall ergänzen, während sie sich in der rauhen Wirklichkeit Konkurrenz machen, bietet der Riesendampfer Bremen, dessen Jungfernfahrt uns das Blaue Band einbrachte. Das Flugzeug, das die „Bremen“ mitführt, um es in der Nähe der Küste zur Beschleunigung der Post von Bord mittels Katapult abzuschießen, war auf einer der letzten Reisen in eine der



Eine neue Kohlenstaublokomotive der Deutschen Reichsbahn.

gefürchteten Nebelbänke an der amerikanischen Ostküste geraten. Mittels des Funkpeilers konnte es wieder zur „Bremen“ zurückdirigiert werden, die sich noch außerhalb der Nebelbank befand. Man kann sich kaum denken, daß die technischen Leistungen, die in der „Bremen“ verkörpert sind, noch überboten werden könnten. Ist hier doch auch der Sicherheit durch die Erfüllung der Forderung: „Rettungsraum für alle“ durch die unsinkbaren Rettungsboote usw. in bisher nicht erreichbarem Maße Genüge getan. Aber durch den deutschen Kriegsschiffbau sind schon neue Fortschritte angebahnt worden durch die Schweißung der Schiffe, die Gewichtersparnisse bis zu 30% ergibt. Im Kriegsschiffbau bedeutet das: schwerere Bestückung oder größere Geschwindigkeit, welche letztere man auch in der Handelschiffahrt gar nicht weit genug treiben kann. Die Schiffe müssen für die Schweißbeanspruchungen allerdings ganz anders konstruiert werden als für Nietung; man wird also auch hier nicht von heute auf morgen, sondern schrittweise von kleinen zu größeren Einheiten vorgehen. Mehrere große Rähne für die Binnenschiffahrt sind allerdings bereits völlig geschweißt worden. Nach den Erfolgen der Kohlenstaubfeuerung im ausländischen Schiffahrtsbetrieb hat im verflossenen Jahr auch der Norddeutsche Lloyd auf dem Dampfer „Donau“ eine derartige Anlage eingebaut. Auf der ersten Reise ergab sich schon eine um 50% höhere Ausnutzung des mit Kohlenstaub beheizten Kessels gegenüber den gewöhnlichen. Es darf daher angenommen werden, daß sich die Kohlenstaubfeuerung für den Schiffsbetrieb bewähren wird. Wiederum kann das nicht ohne günstige Rückwirkung auf die vor allem auch im Ruhrbezirk noch weit verbreiteten Glammrohrkessel bleiben, bei denen man mit ganz ähnlichen Brennerkonstruktionen die gleichen Steigerungen in der Belastung wird erzielen können.

Die wirklich raumgreifenden Fortschritte des Jahres sind in der Luftfahrt zu verzeichnen. Hier scheint schon heute die Technik den Bedürfnissen der Wirtschaft ein erhebliches Stück voraus zu sein. Vor den erfolgreichen Versuchsfahrten des Dornier-Flugschiffes, das mit 170 Personen und Betriebsstoff für 2000 km 170 km Geschwindigkeit erreichte, hatten ausländische Kritiker das Bedenken, daß ein so kühnes Überspringen vieler Entwicklungsstufen zu Enttäuschungen und Rückschlägen führen müsse. Dagegen vertraten einsichtige deutsche Konstrukteure von vornherein die Ansicht, daß einer weiteren Vergrößerung der Flugboote vom Dornier-Typ keinerlei grundsätzliche Bedenken im Wege stünden. Ebenso ist das Riesenschiff von Junkers nur ein weiterer Schritt zu dem Endziel des Nur-Flügel-Flugzeugs. Als konstruktive Leistung wird von manchen die G 38 noch höher gestellt als Do X. Die technischen Fortschritte werden gekennzeichnet

durch das Hineinwachsen der Nutzräume in die Flügel, durch die Unterbringung der Motoren im Innern der Flügel und die Kupplung mit den weit vor Flügelkante liegenden Luftschrauben, durch das mit Druckluftbremsen ausgestattete vierrädrige Fahrwerk, das die Bodenbeweglichkeit erhöht und die erforderliche Landefläche vermindert. Während so einer weiteren Vergrößerung des Flugzeuges die Wege geebnet werden, machte auch am andern Pol die Entwicklung einen großen Fortschritt: von dem Sportflugzeug führt der Weg zum Privatflugzeug. Mit einem 9-PS-D.R.W.-Motor erreichte der „Storch“ der Rhön-Rosfitten-Gesellschaft eine Stundengeschwindigkeit von 125 km; das Esenlaub-Goldenhoff-Flugzeug mit einem 40-PS-Motor und die neue „Taube“ von Igo Etlich sind weitere Marksteine zu dem Ziel: vollkommen automatische Stabilität und höchster aerodynamischer Wirkungsgrad, d. h. Sicherheit und Wirtschaftlichkeit, die Voraussetzung für das Privatflugzeug sind. Im Luftschiffbau haben die großen deutschen Erfolge auch im Auslande zu Neubauten angeregt. Von den beiden englischen Luftschiffen hat man jedoch wirklich überzeugende Leistungen noch nicht gesehen. Die amerikanischen Ganzmetall-Luftschiffe offenbaren die gleiche Tendenz, die sich im Flugzeugbau durchgesetzt hat: Ersatz der Stoffbespannung durch Metall. Zusammenfassend kann man sagen, daß in den nächsten Jahren die wirtschaftlichen Bedürfnisse allmählich in die technischen Möglichkeiten hineinwachsen müssen.

Noch weiter sind die Leistungen der Technik den Bedürfnissen im Nachrichtenverkehr vorausgeeilt, wenn man Fernsehen, Tonfilm usw. hierher rechnet. Das Fernsehen ist heute zwar möglich, aber die übertragenen Bildchen sind zu klein und zu primitiv, so daß sie neben den hochentwickelten Reproduktionsverfahren nicht bestehen können. Der von der Reichspost eingeführte Fernsehfunk wurde daher Ende Dezember wegen Mangels an Interesse wieder eingestellt.

Immer mehr arbeiten sich Technik und die Zusammenballung der Bevölkerung und der Unternehmungen gegenseitig so in die Hände, daß es unmöglich ist, Ursache von Wirkung zu scheiden; was heute Wirkung ist, wird morgen Ursache. Dies Wechselspiel scheint heute den technischen Fortschritt zu bedingen. Die große Rätselfrage ist: Muß das so sein oder ist Technik auch unter ganz anderen Verhältnissen in ähnlicher Weise entwicklungsfähig? Die Betrachtung der technischen Fortschritte in der Stoffwirtschaft, die das nächste Heft bringen soll, wird doch auch andere Tendenzen erkennen lassen, als sie sich hier bei der Schilderung der Verkehrstechnik ergaben, und so zur Beantwortung der gestellten Frage beitragen.

Fultor.



Die Rundschau



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Was macht Ihr Herz?

Aus einem Artikel von Dr. med. Louis M. Warfield in der vom Amerikanischen Ärzteverband herausgegebenen Monatsschrift „Hygeia“, Chicago.

Rein Kaufmann, der es zu etwas bringen möchte, unterläßt es, einmal jährlich den Bestand seines Lagers aufzunehmen. Er muß dies tun, um seinen Gewinn feststellen zu können und um zu wissen, wie er sich finanziell steht. Und doch schenken dieselben Männer, die soviel darauf geben, daß sich ihr Geschäft in gesundem Zustande befindet, ihrer eigenen Person keine Aufmerksamkeit, weil sie sich durchaus wohl fühlen. Sie können essen, schlafen, Golf spielen und lange Fußwanderungen unternehmen und sind deshalb der Meinung, daß ihre Gesundheit eine sehr gute ist.

Nun können aber Veränderungen im Herzen und in den Blutgefäßen vor sich gehen, die zunächst gar keine Symptome zeigen. Wenn wir zwei Herzen hätten, wie wir zwei Nieren und zwei Lungen haben, könnten wir es uns vielleicht erlauben, daß eins der beiden Herzen versagt; aber wir haben nur ein einziges Herz, und dies pumpt die lebenspendende Flüssigkeit, das Blut, in alle Teile des Körpers. Wenn diese lebenspendende Flüssigkeit, welche die Nahrung für die verschiedenen Teile des Körpers enthält, gewisse Teile des Körpers nicht oder in unzulänglicher Weise erreicht, so verkrüppeln diese.

Es kommt gelegentlich vor, daß die Blutgefäße Veränderungen erleiden, die zu ihrer Verengung führen, und daß der Herzmuskel Veränderungen aufweist, die zur Bildung von Narben führen. Derartige Vorgänge sind das Ergebnis von zu anstrengendem Leben, zu vielem Essen, zu vielem Trinken, zu großer geistiger Anstrengung und von zu vielen Sorgen, die alle die Produkte des modernen Lebens sind. Obgleich das Herz gewaltige Wiederherstellungskräfte und eine große Menge Reservekraft besitzt, muß es sich doch schließlich ab, und dabei geht der ganze Mensch zugrunde.

Was können wir dagegen tun? Wir können einmal im Jahre oder öfter, nachdem wir, sagen wir, ein Alter von 45 Jahren erreicht haben, einen Bestand unseres Körpers aufnehmen lassen. Eine solche Bestandsaufnahme, d. h. eine gründliche körperliche Untersuchung, ist keine unwichtige Angelegenheit. Sie erfordert Geschicklichkeit, Präzisionsinstrumente und Kenntnisse, sowie die Fähigkeit, den Befund richtig zu deuten. Manche Menschen sind der Meinung, daß eine gründliche Untersuchung des Herzens und des Blutgefäßsystems darin besteht, daß der Arzt die Schallerscheinungen am Herzen abhört und den Blutdruck feststellt. Dies ist ein großer Irrtum.

Nehmen wir an, Sie merken, daß Ihr Herz nicht in Ordnung ist. Körperliche Anstrengungen, die Ihnen früher niemals Beschwerden verursacht haben, machen Sie jetzt kurzatmig. Sie bemerken vielleicht, daß Ihre Schuhe abends sehr eng sind, wohingegen Sie am nächsten Morgen keine Schwierigkeit haben, sie anzuziehen. Wenn Sie sich während dieser Zeit nicht überanstrengen, mögen diese Symptome sich wochenlang zeigen. Das Herz ist die ganze Zeit sehr angestrengt und immer weniger imstande, die Blutzirkulation durchzuführen. Eine Tageserkältung Sie sich, und am nächsten Tage sind Ihre Füße geschwollen, Sie sind kurzatmig und haben einen qualvollen Husten.

Sie würden dann an einem richtigen Herzfehler leiden, und der Arzt würde Ihnen Bettruhe verordnen. Natürlich würden Sie sich dagegen sträuben. Wer ginge wohl unter solchen Umständen ins Bett! „Sobald ich wieder richtig atmen kann und meinen Husten los bin, wird wieder alles in Ordnung sein“, erwidern Sie.

Angenommen aber, Sie brächen ein Bein. Würden Sie nicht mehrere Wochen ruhig im Bett bleiben? „Natürlich“, sagen Sie, „wenn ich es nicht täte, würde ich nicht wieder gehen können.“ Aber Sie brauchen gar nicht zwei Beine aus Fleisch und Knochen, um gehen zu können. Sie können sich ein Bein amputieren lassen, und Ihr bester Freund würde nicht merken, daß Sie nicht zwei natürliche Beine haben. Und doch würden Sie, um sich einen Körperteil zu erhalten, für den Sie einen Ersatz kaufen können, mehr oder weniger willig wochenlang ruhig das Bett hüten.

Ein anderes Herz aber können Sie sich nicht anschaffen. Wenn die oben beschriebenen Zustände existieren, hat Ihr Herz einen Bruch. Um es zu heilen, muß man ihm Ruhe gönnen, genau so wie ein Beinbruch durch Ruhe geheilt wird. Ruhe für das Herz bedeutet weniger Puls-

schläge in der Minute und deshalb längere Pausen zwischen den Schlägen, denn in diesen Pausen ruht das Herz aus. Vielleicht sind Sie bereit, so lange ruhig im Bett zu liegen, bis der Husten aufhört, die Beine nicht mehr angeschwollen sind und der Appetit aufhört. Dann aber möchten Sie sofort aufstehen und Ihren Geschäften nachgehen. Können Sie indes aufstehen und Ihre Geschäfte erledigen, sobald der Gipsverband von Ihrem geheilten Bein entfernt ist? Nein, Sie können es nicht. Zu Anfang müssen Sie sich noch sehr langsam umherbewegen.

Warum tun Sie denn das nicht auch, wenn Ihr Herz einen Bruch hat und der Arzt versucht, Ihnen dabei zu helfen, es wiederherzustellen? Wenn Sie einwilligen würden, sich wegen eines Herzbruchs genau so behandeln zu lassen wie wegen eines Beinbruchs, so würden Sie sich außerordentlich viele Scherereien ersparen und Ihr Leben verlängern.

Chinesische Merkwürdigkeiten.

Aus einem Artikel von Thomas Steep in „Japan“, San Francisco.

Es liegt, glaube ich, in der menschlichen Natur, zu denken, daß derjenige, der eine Sache anders macht als man selbst, sie falsch macht. Wir neigen dazu, jemand für stupide zu halten, der ein Buch von hinten nach vorne liest und seine Fußnoten oben auf der Seite statt unten anbringt. Und doch denkt der Betreffende vielleicht daselbe von uns.

Alles Chinesische mutet uns romantisch und mystisch an. Das beginnt schon in der Kindheit, wenn wir chinesische Bilder auf Tassen und Untertassen sehen — bezopfte Kulis, Pagoden, merkwürdige gewölbte Brücken, Zirkusfaschias und Dinge, die an Bambusstäben getragen werden. Ich glaube, der Reiz, den alles Chinesische auf uns ausübt, hängt mit unserer eigenen Idee zusammen, daß die Chinesen alles umgekehrt machen, wie wir es tun. In vielen Dingen tun sie das allerdings, aber doch nicht in allen.

Wenn sie einen Bekannten begrüßen, schütteln sie sich selbst die Hand, nicht ihm.

Um einen nassen Schirm austropfen zu lassen, stellen sie ihn mit dem Handgriff nach unten.

Beim Nähen schieben sie die Nadel von sich fort, statt auf sich zu. Den Nachschiff essen sie zu Beginn der Mahlzeit.

Beim Servieren des Tees legen sie die Untertasse auf die Tasse, statt sie darunter zu stellen. Das ist vernünftig, denn der Tee bleibt dadurch heiß.

Um sich abzukühlen, trinken sie heiße, nicht kalte Getränke.

Als Zeichen der Trauer tragen sie nicht schwarze, sondern weiße Gewänder.

Ihr Kompaß zeigt nicht nach Norden, sondern nach Süden.

Sie sagen „Westfuden“, nicht „Südwesten“.

Ihr Name kommt zuerst, nicht zuletzt.

Ich sprach einmal bei Tisch mit einem chinesischen Gelehrten über diese Eigenheiten. Er antwortete: „In Europa habe ich Herren mit langen Röcken gesehen, auf deren Schößen sich Knöpfe befinden, die aber nicht benutzt werden und nicht einmal benutzt werden können, weil die entsprechenden Knopflöcher fehlen. Das scheint mir ebenso sonderbar, wie manche Dinge in China Ihnen sonderbar erscheinen.“

In welcher mißlicher Lage ein Chineser sich auch befinden mag, er ist stets zum Lächeln bereit. Selbst die Bettler lächeln freundlich, und die Diensthofen lächeln, wenn man ihnen eine besonders schwierige Arbeit zuweist. Ihre Vorliebe für Lärm bringt den Fremden manchmal aus der Fassung, aber sie entspringt ihrem inneren Großmuth.

Wie die Japaner pflegen die Chinesen sich Gesicht und Hände mit heißen Handtüchern abzureiben, wenn sie sich erfrischen wollen. Sie finden dies sehr belebend. Im Theater werden deshalb heiße Handtücher an das Publikum verteilt. Nun ist das chinesische Theater für gewöhnlich gedrängt voll, selbst in den Gängen, so daß es nicht möglich ist, die heißen Handtücher den Betreffenden auf direktem Wege zu überreichen. Sie werden den verschiedenen Kunden deshalb über die Köpfe des Publikums hinweg zugeworfen. Ein Mann mit einem Vorrat von heißen Tüchern erscheint an einer Tür und wirft geschickt ein Bündel Tücher einem Platanenweiser in einem anderen Teil des Hauses zu. So sieht man überall heiße Tücher über die Köpfe hinfiegen. Etets landen sie

sicher in den Händen desjenigen, für den sie bestimmt sind. Dieser verteilt sie dann in seiner Umgebung, sammelt sie nach Gebrauch wieder ein und wirft sie zurück, damit sie von neuem heißen Dämpfen ausgekostet werden. Es ist ein Vergnügen, in einem Theater einen korpulenten Chinesen zu beobachten, wie er mit einem heißen Tuch über Kopf und Gesicht reibt und sein Gesicht dabei vor Wohlbehagen strahlt.

Aus hygienischen Gründen machen die Europäer in einem chinesischen Theater diese Sitte nicht mit. Es gibt aber Gelegenheiten in Japan, z. B. bei Teegesellschaften, wo die Etikette die Benutzung von heißen Handtüchern verlangt, wenn man den Gastgeber nicht beleidigen will. Und ich kann bezeugen, daß ein heißes Handtuch erfrischend wirkt, wenn man ermüdet ist.

Das chinesische Theater ist nicht modernisiert worden, sondern steht noch auf derselben Stufe wie vor Jahrhunderten. Vor der Bühne hängt kein Vorhang, und mit Ausnahme der Kostüme bleibt fast alles der Phantasie der Zuschauer überlassen. Das Orchester sitzt im Hintergrund der Bühne. Der Requisiteur, den man doch eigentlich nicht sehen soll, kommt auf die Bühne und verschwindet wieder, ganz wie es ihm beliebt. Wenn ein Schauspieler während der Aufführung eine Tasse Tee trinken möchte, so tut er es, ganz gleich, was das Publikum davon denkt. Was zum Stück gehört und was nicht, muß das Publikum selbst auseinanderhalten.

Ein enttäuschter Liebhaber fällt zur Erde und erklärt, daß er sich in einem Brunnen ertränkt hat; er begeht keine Ungehörigkeit, wenn er sofort wieder aufsteht und die Bühne verläßt. Ein Kaufmann wird im Bett von einem Einbrecher erdrosselt; er sündigt nicht gegen die Regeln der dramatischen Kunst, wenn er, der doch tot sein soll, nach einem in der Nähe stehenden Tisch greift und eine Tasse Tee trinkt.

Um das chinesische Drama zu begreifen, muß man gewisse merkwürdige Symbole verstehen. Ein Schauspieler klettert auf einen Tisch und erklärt, er befinde sich auf einem Berge. Wenn er einen Schneesturm darstellen will, wirft er eine Handvoll Papierschnitzel in die Luft. Ein Schauspieler mit einer Peitsche soll einen Reiter darstellen, ein Schauspieler mit einem Ruder einen Ruderer usw. Ebenso bezeichnen gewisse Kostüme oder Zeichen auf dem Gesicht einen Krieger, einen Helden, einen Clown, einen Schurken oder einen Dorfbarren.

Der umstrittene Duce

oder

Wer hat recht?

I. Italiens Wirtschaftskrisis.

Aus einem Artikel von Francesco Nitti, Paris, ehem. italienischen Ministerpräsidenten, in „Time and Tide“, London.

Die Faschisten beherrschen alles in Italien. Das Parlament ist so gut wie abgeschafft. Es gibt keine Pressefreiheit. Einzelverträge werden unterdrückt. Widersacher, selbst wenn sie Monarchisten oder Konservative sind, werden verfolgt und in die Verbannung verschickt oder getrieben. Eine Zeitlang wurden sie sogar ermordet. Das Gesetz erlaubt die Einkerkierung und die Verschickung von Feinden ohne ein rechtskräftiges Verfahren, ohne Gerichtshöfe, ohne Verteidigung. Jede Kritik am Faschismus wird als Verbrechen betrachtet. Jedermann in Italien weiß, daß er Gefahr läuft, in die Verbannung geschickt zu werden, falls er einem Ausländer die Wahrheit erzählt.

Das amtliche Veröffentlichungsorgan (Gazzetta Ufficiale) vom 21. Februar 1929 enthält eine Zusammenstellung der italienischen Außenhandelsziffern, die eine Katastrophe prophezeien. In Goldlire gewertet erreichten Ein- und Ausfuhr während der letzten fünf Jahre folgende Ziffern:

	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhrüberschuß
			(in Millionen)
1924.	4368	3725	643
1925.	5411	4340	1071
1926.	5168	4229	939
1927.	5386	4132	1254
1928.	6005	3958	2047

Die Zusammensetzung dieses Handels ist noch unbefriedigender, denn die Einfuhr von Rohmaterialien hat sich verringert, während sich die gewisser lebenswichtiger Bedarfsartikel vermehrt hat.

Italien ist ein Land, das nichts als Schulden hat. Um die Zahlungsbilanz auszugleichen, hat Italien in fünf Jahren fast 470 Mill. Dollar von Amerika geborgt. Die besten italienischen Industrien sind für Auslandskredite verpfändet worden.

Die italienische Lira ist auf einem Niveau stabilisiert worden, das nicht aufrechterhalten werden kann. Der Ausfuhrhandel ist dadurch sehr erschwert worden, während die Steuer- und Schuldenlast unerträglich geworden ist. Die Krise macht sich im ganzen Wirtschaftssystem bemerkbar und wird erst mit dem Verschwinden des faschistischen Regimes ihr Ende finden. Den italienischen Gerichten ist verboten worden, Firmen öffentlich für bankrott zu erklären, ausgenommen dann, wenn dies besonders verlangt wird. Diese Maßnahme erwies sich als notwendig, um den Bankrott von mindestens 60 % aller kaufmännischen Firmen zu vermeiden.

Trotzdem gibt es in keinem anderen Lande der Welt so viele bei Fälligkeit nicht eingelöste Wechsel und so viele Konkurse wie in Italien.

Die faschistischen Statistiken für den Monat Dezember 1928 beziffern die Erwerbslosen auf 363 551 und die Kurzarbeiter auf 27 178, aber diese Ziffern sind irreführend, da sie nur diejenigen berücksichtigen, welche eine Erwerbslosenunterstützung beziehen, die erst nach zweimonatiger Arbeitslosigkeit und nur während dreier Monate gezahlt wird. In Wirklichkeit ist die Erwerbslosenziffer mindestens doppelt so groß. Die Löhne in Italien gehören zu den niedrigsten Europas, und die Bevölkerung hat ein schwereres Leben.

Der Staatskredit ist bis auf den Grund erschüttert. Niemand kennt die wirkliche Lage des Staatshaushalts, weil es außer dem Budget noch über sechzig besondere Rechnungsführungen gibt. Jedes Jahr wird ein Überschuß angekündigt, obgleich in Wirklichkeit ein großes Defizit vorhanden ist, das sich schwer decken läßt, weil die Steuereinnahmen sinken und die Besteuerung eine unglaublich hohe ist. Die kolonialen Ausgaben sind fast gänzlich für das Heer bestimmt. Die armen italienischen Kolonien sind der Schauplatz fast beständiger Kriegereignisse. Italien hat dort niemals über mehr als 600 000 Menschen regiert. Das bedeutet, daß jeder Bewohner der Kolonien Italien jährlich 10 bis 12 Pfund Sterling kostet.

Die faschistische Polizei verschlingt ungeheure Summen. Nur um das faschistische Regime zu unterstützen, herausgab Italien viermal soviel für die Polizei wie Frankreich. Hinzu kommen die Kosten für Spionage im Ausland und für die ausländische Pressepropaganda fast aller Botschaften, Gesandtschaften und Konsulate.

Das Ergebnis ist, daß das faschistische Regime dem Lande teuer zu stehen kommt.

II. Was Italien Mussolini verdankt.

Aus einem Artikel von Graf Bolpi, Rom, ehemaligem italienischen Finanzminister und Mitarbeiter Mussolinis, in „Time and Tide“, London.

Während der ersten Jahre nach dem Kriege sahen die Italiener, wie der Sieg, den ihre Truppen errungen hatten, durch die Intrigen der Politiker zunichte wurde. (Von einem militärischen Siege der Italiener zu sprechen, erscheint uns — vorsichtig gesprochen — reichlich anfechtbar. Die Schriftleitung.) Überall herrschte Unordnung — die alten Hierarchien waren zerstört, Energie und Talente entmutigt und die geheiligsten Traditionen dem Spotte preisgegeben.

Es sind jetzt zehn Jahre her, seit Benito Mussolini mit einer winzigen Zahl von Anhängern die als „Fasci di Combattimento“ bekannte Organisation schuf, und die in dieser kurzen Zeitspanne erzielten Resultate grenzen an ein Wunder. Vor Mussolinis Eingreifen befand sich Italien unter den Großmächten Europas in einer recht demütigenden Lage. Wir wurden nur dann zu ihren Beratungen zugelassen, wenn sie unserer Hilfe bedurften; wenn wir dagegen etwas von ihnen wollten, begegneten wir geringem Verständnis. Seit dem Auftreten des Faschismus hat sich dies alles geändert. Italien ist unbestritten eine Großmacht geworden, und seine zehn Millionen Auswanderer in Europa, Amerika und anderen Teilen der Welt sind jetzt stolz darauf, unserer großen Rasse anzugehören.

Vielleicht die hervorragendste Leistung des faschistischen Regimes ist die berühmte „Carta del Lavoro“, der Freibrief der Arbeiter, auf dem viele Tausende von Arbeitskontrakten und Geschäftsverträgen beruhen, und dessen Ergebnis das Verdrängen des Klassenkampfes durch ein intensives Zusammenarbeiten aller Elemente des Landes ist.

Auf keinem Gebiet hat jedoch das gegenwärtige Regime Erstaunlicheres geleistet als auf dem der öffentlichen Finanzen. Am Vorabend des Marsches auf Rom sah sich Italien einem Defizit von nicht weniger als 15 Milliarden gegenüber. Heute ist unser Budget im Gleichgewicht, unsere Währung gerettet, und in allen Zweigen unserer Volkswirtschaft ist eine wunderbare Erholung eingetreten. 1924 war die Produktion Italiens auf zwei Drittel der Vorkriegshöhe gesunken. In den fünf darauffolgenden Jahren hat sie sich jedoch um 100 % erhöht, so daß die Steigerung gegenüber der Vorkriegszeit ein Drittel beträgt.

Alle Bestrebungen der Regierung konzentrieren sich gegenwärtig auf Förderung der Bodenkultur und der Landwirtschaft, und alle Überschüsse werden dafür zurückgestellt, da die Bevölkerungszahl ständig zunimmt und es unser Ziel sein muß, die Produktivkräfte unseres Bodens so anzuregen, daß Italien sich selbst ernähren kann.

Die Arbeitslosenziffer in Italien beträgt allerdings heute etwa 200 000, aber man darf nicht vergessen, daß der anscheinende Arbeitsmangel in Wirklichkeit eine ständige Vermehrung der Arbeitsgelegenheiten darstellt, denn unsere Bevölkerung nimmt jährlich um etwa 400 000 zu, und die Hälfte dieses Überschusses wird schon durch unseren täglich sich vergrößenden Handel absorbiert. In Deutschland und England sind die Arbeitslosenziffern ganz bedeutend höher.

Der größte Gewinn, den Italien aus dem faschistischen Regime gezogen hat, und der den Stempel des Genies Mussolinis trägt, ist die Versöhnung Italiens mit dem Vatikan. Durch den Lateranvertrag hat der Duce die Frage gelöst, welche das Land zwei Generationen lang unruhigt hat.

Das Resultat der kürzlich erfolgten Wahlen war ein glänzender Beweis dafür, daß das faschistische Regime das Vertrauen des Volkes genießt.

Unterm Eis zum Pol.

Aus einem Aufsatz von Sir Hubert Wilkins, dem bekannten australischen Polarforscher, in „The Graphic“, London.

Staatsmänner und Geschäftsleute suchen seit Jahren einen kürzeren Seeweg von Europa nach Asien, von Alaska nach Florida, von Seattle nach New York und anderen Orten. Von Seattle nach New York ist der Weg durch die Beringstraße viel kürzer als durch den Panamakanal. Aber die Suche nach einem schiffbaren Nordost- bzw. Nordwestweg ist bisher vergebens gewesen. Sie hat Hunderte von Menschenleben und Millionen an Geld gekostet. Männer in Schiffen sind rings um das Nördliche Eismeer gefahren, und doch hat man keine mögliche Route für gewöhnliche Schiffe gefunden. Diejenigen unter uns, die die Arktis kennen, glauben nicht, daß sich eine Oberflächenroute verwirklichen läßt.

Mit technisch vollkommenen Maschinen haben Byrd, Amundsen, Eielson und ich bewiesen, daß Flugzeuge von der kürzeren arktischen Route Gebrauch machen können und imstande sind, die Reisedauer und -entfernung zwischen nördlichen Städten um fast fünfzig Prozent zu verkürzen. Reisende werden bald ebenso sicher über das Nördliche Eismeer fliegen wie jetzt über den Kanal und über schneebedeckte Berggipfel, aber Seeschiffe sind erforderlich, um die schweren und umfangreichen Ladungen Getreide zu befördern, das man im nördlichen Rußland, Alaska und Kanada erzeugen wird, sobald eine zuverlässige wirtschaftliche Methode für den Transport dieses Getreides vorhanden ist. Die moderne Technik hat uns geholfen, über das arktische Eis zu fliegen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß wir das Eis selbst nie besiegen werden, deshalb müssen wir versuchen, das Eis zu umgehen und das Polarmeer zu erobern.

Die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Unterseebootes sind bis jetzt noch wenig erkannt worden. Als Frachtschiffe könnten sie Verkehrslinien von Bedeutung nach jedem Lande der nördlichen Halbkugel eröffnen. Die Entfernung zwischen Liverpool und Yokohama über die Arktis beträgt 10 900 km im Vergleich zu den 19 700 km der Route, die durch den Panamakanal und den 17 900 km der Route, die über den Suezkanal führt. Für Schiffe von gleicher Größe und Geschwindigkeit würde die Zeitersparnis auf der arktischen Route bei einer Rundreise mehr als 60 Tage betragen, und die Verdienstmöglichkeiten der Schiffe auf dieser Route würden die der anderen um 100 % übersteigen.

Die Größe eines Unterseebootes ist nicht beschränkter als die eines Oberflächenschiffes, und seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit erhöht sich mit seiner Größe innerhalb gewisser Grenzen. Pläne für ein Unterseeboot von 13 000 t sind entworfen und von Fachleuten gutgeheißen worden. Man könnte solche Boote sogar noch größer bauen. Sie würden natürlich nicht auf geradem Wege durch das Nördliche Eismeer fahren, sondern am Rande der verhältnismäßig eisfreien Küstengewässer, und sie würden erst dann tauchen, wenn sie auf der Oberfläche durch feste Eisschichten an der Weiterfahrt gehindert werden.

Auf einer Forschungsreise würde es trotzdem möglich sein, „unter“ den Pol und quer durch das Nördliche Eismeer zu fahren. Moderne Unterseeboote können bis zu einer Tiefe von 100 m tauchen. Nanzen hat berichtet, daß er nie Eis in einer größeren Tiefe als $4\frac{1}{4}$ m unter Wasser antraf. Peary und Stefansson behaupten, daß sie in Gewässern von über 37 m Tiefe nie Eis auf dem Meeresgrunde sahen. Im Nördlichen Eismeer gibt es keine großen Eisberge.

Selbst im tiefsten Winter ist die Arktis nicht mit einer ungebrochenen Eisdecke überzogen. Amundsen landete im Frühjahr 1925 mit seinen Flugbooten auf dem Wasser in einer Entfernung von nur 145 km vom Pol. Es ist von denjenigen, die am Ende des Winters und im Frühling Laufende von Kilometern über arktisches Packeis gestiegen sind, beobachtet worden, daß es in einer Entfernung von höchstens 40 km von jedem beliebigen Punkt im Nördlichen Eismeer offene Kanäle oder Stellen neugefrorenen Wassers gibt. Wir glauben, daß wir im Spätsommer auf einer Fahrt von Spitzbergen nach dem Beringmeer 25 % des Weges in offenem Wasser zurücklegen könnten.

Es sollte möglich sein, mindestens alle 50 km in eisfreiem Wasser an die Oberfläche zu kommen, aber so merkwürdig dies auch klingen mag, gerade diese Tatsache würde vielleicht die größte Gefahr für uns bedeuten. Das arktische Eis ist häufig in Bewegung. Ein offener Kanal im Eise wechselt dauernd seine Form und Größe und kann jeden Augenblick verschwinden. Ein Unterseeboot müßte darauf vorbereitet sein, die ganze Reise, wenn nötig, unter dem Eis zurückzulegen. Doch würde niemand daran denken, eine ununterbrochene Unterwasserfahrt über die 3000 km des Nördlichen Eismeres zu unternehmen. Moderne Unterseeboote werden an der Oberfläche von Dieselmotoren betrieben, unter Wasser dagegen durch Elektromotoren und Batterien. Mit einer vollen Ladung der Batterien kann das Schiff bei einer bestimmten Geschwindigkeit eine beschränkte Zeit fahren; dann müssen die Batterien neu geladen werden. Je größer die Geschwindigkeit, um so rascher wird die Energie der Batterie aufgebraucht. Die Erfahrung hat bewiesen, daß eine sparsame Geschwindigkeit für Unterseeboote unter Wasser $6\frac{1}{2}$ bis 8 km pro Stunde ist. Dieses langsame Vorwärtsgelangen ist ein Schutz bei der Unterwasserforschung. Mit geeigneten Puffervorrichtungen könnten kleine Unterseeboote mit voller Geschwindigkeit auf ein massives Hindernis stoßen, ohne Schaden zu erleiden.

Natürlich werden wir uns bei der Vorbereitung für eine Unterwasserfahrt, wie ich sie für den Sommer 1930 plane, für jeden Notfall vorberei-

ten. Der „Lake“-Typ des Unterseebootes, den wir benutzen wollen, ist mit einer wichtigen Sicherheitsvorrichtung versehen. Dies Boot hat zwei aneinandergrenzende luftdichte Kammern, und der Boden der einen, der zugleich einen Teil des Bodens des Fahrzeuges bildet, ist als Falltür eingerichtet. Dies bietet die Möglichkeit, das untergetauchte Boot in einem Taucheranzug zu verlassen und Reparaturen vorzunehmen oder außerhalb des Schiffes Arbeiten auszuführen.

Die Handhabung ist einfach. Die Kammern werden mit Luft bis zu einem Druck gefüllt, der dem Wasserdruck gleichkommt. Die Männer können dann den Boden des Unterseebootes öffnen und ins Wasser steigen; Luft- und Leitseile führen sie mit sich, so daß sie sich frei umher bewegen können. Vielleicht muß ein Schraubenflügel ersetzt oder eine genaue Untersuchung der Unterseite des Schiffes vorgenommen werden; es könnten sogar Proben des Meeresgrundes in seichtem Wasser gesammelt werden.

Diese Vorrichtung wird auch dazu dienen, Zugang zur offenen Luft zu gewinnen, falls es nötig sein sollte, das Eis zu durchbrechen. Der Taucher kann Explosivstoffe an der Unterfläche des Eises anbringen, dann ins Unterseeboot zurückkehren, sich in gewisser Entfernung in Sicherheit bringen und schließlich mit Hilfe eines Leitseils zurückkehren, nachdem die Explosion ihre Arbeit getan hat.

Eis von unten zum Bersten zu bringen, erfordert viel weniger Kraft als von oben, und im Sommer, wenn die Temperatur des Wassers beträchtlich über dem Gefrierpunkt liegt, wird nur wenig zusätzliche Erhitzung nötig sein, um ein Loch durch das Eis zu schmelzen, das groß genug ist für einen kleinen Kommandoturm.

Eine Vorrichtung, die wir zum Schutz und zur Feststellung der Dicke des Eises und der Kanäle benutzen werden, ist ein Lastarm, der in einem Universalgelenk auf dem Oberteil des Unterseebootes befestigt ist. Dieser Arm wird sich 10 bis 12 m über der Oberfläche des Bootes erstrecken und das Unterseeboot, das stets die Neigung hat, nach oben zu steigen, vermittels einer Reguliersfeder in einem gleichmäßigen Abstand von der Unterfläche des Eises halten. Wir rechnen nicht damit, daß die Unterfläche des Eises eben sein wird, aber ihre Unregelmäßigkeiten werden, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht groß sein, jedenfalls nicht so groß, daß der Rumpf des Unterseebootes gegen eine vorspringende Eiszunge stoßen kann.

Als doppelte Vorsichtsmaßregel gegen diese Möglichkeit werden wir die obere Seite des Schiffes durch eine federnde Gleitschiene schützen. Falls der Lastarm versagen sollte, wird diese Gleitschiene die Oberfläche des Fahrzeuges vor Berührung mit dem Eise schützen. Wir werden sogar eine Vorrichtung haben, durch die wir, selbst wenn wir uns unter Eis befinden, das 6 m dick ist, Zutritt zu freier Luft gewinnen. Zwei 18-cm-Bohrer, der eine vorn und der andere hinten, verrichten ihre Tätigkeit durch eine Stoppbüchse, ebenso wie die Schraubenwelle. Die Bohrer werden einen entfernbaren Kern haben, und wenn das Loch gebohrt ist, können die Kerne entfernt werden, und es bleiben zwei durch das Eis ragende 15-cm-Röhren, die als Lufteinlaß und Auspuff für die Motoren dienen werden. Friedlich unter dem Eis liegend, wie eine Fliege an einer Zimmerdecke, wird man die Batterien neu laden können, um daraufhin weiterzufahren.

Dies würde in der Tat eine sicherere Methode sein, als an einer offenen Stelle an die Wasseroberfläche zu steigen. Man könnte denken, daß ein Unterseeboot unter Wasser „blind“ sei, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß man in klarem Wasser — in der Arktis ist das Wasser außergewöhnlich klar — bei Tageslicht in einer Entfernung von etwa 50 m sehen kann. In der Arktis herrscht während des ganzen Sommers Tageslicht. Aber trotzdem werden wir vorne und oben am Fahrzeug Scheinwerfer haben, so daß wir in der nächsten Umgebung alles beobachten können.

Die Fahrt unter den Nordpol und quer durch das Eismeer soll nicht nur die Möglichkeit der Verwendung von Handelsunterseebooten in arktischen Gewässern beweisen sondern soll auch dazu dienen, wissenschaftliche Forschungen von großer Bedeutung zu ermöglichen. Instrumente für Tiefenmessung durch Schall werden mitgeführt werden. Diese werden verhüten, daß das Fahrzeug in seichtem Wasser auf Grund gerät. Außerdem hat das Fahrzeug am Boden Räder. Mit einem Pendelapparat wird man die Schwerkraft der Erdruste messen können, auch wenn das Schiff in Bewegung ist.

Ein Kreiselkompaß wird uns wertvolle Aufschlüsse über die magnetischen Unterschiede geben, wenn wir den Gipfel der Welt, weit nördlich vom magnetischen Nordpol, kreuzen. Der Erdinduktionskompaß und der gewöhnliche Schiffskompaß werden der Navigation dienlich sein. Wir können die Richtung, Stärke, Temperatur und Zusammensetzung der Strömungen im Nördlichen Eismeer beobachten und für biologische Zwecke alles Lebende, das wir antreffen, sammeln. Es wird uns möglich sein, durch die klaren Glasfenster des Unterseebootes dies Leben zu beobachten und zu photographieren.

Während der Ruhepausen und der Neuladung der Batterien können wir unsere Position durch astronomische Methoden feststellen und täglich durch Radio mit allen Teilen der Welt in Verbindung bleiben. Von einem Fesselballon aus können wir alles unter uns Liegende photographieren. Wir können die Eis- und Wetterverhältnisse des Mittsommers beobachten und dem Wettervorhersagedienst Informationen von unschätzbarem Wert liefern. Aber vor allen Dingen können wir beweisen, daß der technische Erfindungsgeist des Menschen wieder einmal eine von der Natur in den Weg gelegte Schwierigkeit überwunden hat.



Von Gästen und Gastzimmern.

Von Marie Schenk.

Schon oft habe ich von „Neu-Armen“ gehört, daß es für sie fast das Schwerste an ihrem neuen Zustand ist, nicht mehr Gäste aufnehmen zu können, nicht mehr zu einem guten Freund oder zu jemand, der in Not oder erholungsbedürftig ist, einfach sagen zu können: Komm doch ein Weilchen zu mir! Wohltun wollen und nicht können, vielleicht sogar selbst auf die Wohltaten anderer angewiesen zu sein, ist etwas sehr Bitteres.

hand sagen. Recht wünschenswert ist es, daß die Hausfrau selbst einmal in dem Bett nächtigt, das sie ihren Gästen anbietet — oft kann sie dabei ganz lehrreiche Erfahrungen machen. Wenn ein Gast erwartet wird, sollte die Hausfrau das Zimmer entweder selber richten oder es zuletzt noch einer genauen Musterung unterziehen; ob gut gelüftet ist, ob frisches Wasser vorhanden, ob die Krüge und Wasserflaschen tadellos sauber sind oder einen peinlichen Bodensatz zeigen



Die Steigung.

Zeichnung von Bill Nagel.

Einden-Verlag, München.

Zum Gästeaufnehmen gehört vor allem ein Gastzimmer — wie wenige können es sich heute noch leisten! Freilich, man hilft sich auch einmal mit einem Sofa, das im Eßzimmer oder sonstwo steht, aber es ist und bleibt ein Nothelfer und auf die Dauer für beide Parteien gleich lästig. Der Gast mißsamt seiner irdischen Habe ist überall ein Stein des Anstoßes; man hilft sich mit gutem Humor, ist aber doch erleichtert, wenn der liebe Gast uns verlassen hat, und dieser merkt das ganz gut und sagt sich im stillen: Nie wieder!

Glücklich, wer ein noch so kleines Gastzimmer seinen Gästen zu bieten hat. Zu der Einrichtung desselben ließe sich aller-

und so weiter. Ihr Ruf als Hausfrau steht auf dem Spiel, kein Zimmer des Hauses lernt der Gast so gründlich kennen wie dieses.

Vor allem sollte eine Hausfrau nicht versäumen, das zu tun, was dem Gast erst zeigt, daß er nicht in ein Hotelzimmer kommt, sondern mit Sorgfalt und Liebe erwartet worden ist: einen schönen Strauß ins Zimmer zu stellen, ein paar Bücher hinzulegen, von denen sie weiß, daß sie gerade diesen Gast interessieren und ihm Freude machen, oder ein Tellerchen mit frischem Obst hinzustellen. Es ist eine so kleine Mühe, die aber jeder Gast sehr dankbar empfinden wird.

Auch ein Tischchen mit Schreibzeug muß der Gast haben (aber es muß auch mit brauchbarer Tinte gefüllt sein, sonst nützt das schönste Schreibzeug nichts!), wenn möglich ein kleines Nähzeug, das nicht alle Gäste bei sich führen, und vor allem einen bequemen Stuhl — nicht in der dunkelsten Ecke des Zimmers, sondern in der hellsten! — Und noch eine kleine Bitte: Kleiderbügel! Man findet sie so selten, weder in Hotels noch in Gästezimmern, und da man sie doch einmal schlecht entbehren kann, muß man immer sofort angelaufen kommen und die Hausfrau darum bitten.

Wenn man Geld genug hat, so Sorge man, daß das Gästezimmer auch hübsch ist; viel Geld ist nicht einmal dazu nötig, nur ein bißchen Geschmack. In einem Zimmer mit einer graubraun-schwarzlichen Tapete, ausgestattet mit Möbeln, die frisch aus der Bodenkammer zu kommen scheinen, geschmückt mit Bildern, die sichtlich die Wirte in ihren eigenen Zimmern nicht mehr ertragen konnten, kann sich unmöglich jemand wohlfühlen, geschweige denn erholen. Tritt der Gast aber (wie es mir einmal erging) in ein leuchtend blaues Zimmer mit schneeweißgestrichenen Möbeln, und auf dem Tisch steht ein mächtiger Sonnenblumenstrauß, und zu allem Überschuß scheint auch noch die Abendsonne herein — dann wird sich wohl ein Ausruf freudigen Staunens seiner Brust entringen, den die Hausfrau mit lächelnder Befriedigung vernimmt.

Es gibt Gäste, die immer willkommen sind, selbst am großen Washtag, und solche, die immer unwillkommen sind, selbst dann, wenn man auf der weiten Welt nichts zu tun hat. Es sind dies meist ein bißchen nörgelige, schwierige, unglückliche Naturen, und es ist nicht immer leicht, auch diese freundlich zu empfangen und es ihnen angenehm zu machen. Die einzige Art, wie man auch an diesen Menschen Freude haben kann, ist die, daß man sich von vornherein nicht auf den Standpunkt des Nehmens, sondern des Gebens stellt. Wenn man sich die Mühe nimmt, sich einmal in das Lebensgefühl eines solchen armen, immer unwillkommenen Menschen hineinzuversetzen, der meist schwer unter der eigenen Art leidet, dann wird ganz von selbst der Wunsch erwachen, es gerade diesem Gast besonders schön und angenehm zu machen, damit er sich einmal nicht als unwillkommenen Gast empfindet. Man kann auf diese Art oft Löwen zu Lämmern machen, und wenn der Scheidende dann am Schluß sich fast gerührt für den schönen Aufenthalt bedankt, dann wird wohl jeder Gastgeber das Gefühl haben, daß hier Wertvolleres geleistet ist, als wenn man einen Glücklichen noch ein kleines bißchen glücklicher gemacht hätte.

Nun etwas über die Behandlung der Gäste. Es gibt Hausfrauen, die ihre Gäste von vornherein ordentlich im Hause anstellen und mithelfen lassen, andere wieder, die ihren Ehrgeiz darein setzen, die Gäste auch nicht einen Finger rühren zu lassen, selbst wenn sie unter der Last der Arbeit zusammenbrechen. Ich finde, man darf da nie grundsätzlich verfahren. Daß man zarte oder leidende Personen nicht schwere Hausarbeit verrichten läßt, versteht sich von selbst, aber warum sollte ein junges kräftiges Mädchen, das auf der weiten Welt sonst nichts zu tun hat, nicht morgens sein Zimmer selber machen? (Man kann sogar manchmal einem sehr jungen Mädchen einen Riesenspaß machen, wenn man ihm sagt: „Heut darfst du mal ganz allein kochen, was du willst und wie du willst — ich kümmerge mich um nichts!) Oder warum sollte sich eine gute Freundin nicht mal eine Stunde zu der Hausfrau setzen und ihr helfen, Bohnen zu schnippeln, wobei man sich sehr gemütlich unterhalten kann? Einem feinfühligem Gast kann es ja auch nur peinlich sein, wenn er immer nur mit untätigen Händen zusehen muß, wie die Hausfrau sich abraackert. Überhaupt, Gäste sind so verschieden, wie Menschen verschieden sind; der eine leidet, wenn er ganz untätig sein muß, der andere kann diesen Zustand recht gut er-

tragen. Die Hausfrau muß dem Rechnung tragen, jedem geben, wonach seine Natur verlangt und — sich selbst auch nicht ganz vergessen.

Hier sei noch schnell ein Wort für die Gäste, nicht für die Gastgeber eingefügt. Manche Gäste bringen uns mit ihrer ewigen Hilfsbereitschaft direkt zur Verzweiflung. Wo man geht und steht, springen sie einem in den Weg mit der Frage: Könnte ich das nicht tun? Reißen einem auf lebensgefährliche Weise schwerbeladene Tablette aus der Hand, drängen einem von jeder Arbeit weg, die man eben hoffnungsvoll begonnen hat, und so weiter. Dabei haben sie natürlich von nichts eine Ahnung, räumen das Silber falsch weg, stellen jedes Ding an den unrichtigen Platz, fragen andauernd — kurz, die Hausfrau muß nur immer hinterherlaufen und alles wieder in die Reihe bringen, wobei natürlich weder Kraft noch Zeit noch Laune gespart wird. — Nein, wenn man wirklich helfen will, so lasse man sich eine einfache und ziemlich langfristige Arbeit in die Hand drücken — bleibe dann aber auch dabei! Sehr angenehm wird es auch fast jede Hausfrau empfinden, wenn man ihr die kleinen Kinder, die ihr dauernd zwischen den Beinen herumlaufen, für eine Stunde aus dem Weg schafft, mit ihnen spielt oder einen Spaziergang macht.

Wie bei der Arbeit, so muß man auch bei dem Vergnügen ganz individuell verfahren. Manche Gastgeber meinen, sie müßten ihren Gästen zuliebe etwas anstellen, Leute einladen, ins Theater gehen, Menschen besuchen und so weiter. Möglich, daß manche diese Sorge für ständige Zerstreuung dankbar begrüßen, ebenso viele aber werden sich sicherlich totunglücklich dabei fühlen. Oft, wenn ich bei solchen Leuten war, habe ich schon gedacht: Wie schön könnte es sein, wenn sie einen nur in Ruhe ließen! Sie meinten es so gut, ich sollte doch „etwas von meinem Aufenthalt haben“ — sie konnten es sich eben gar nicht denken, daß es Menschen gibt, denen „Betrieb“ keinen Spaß macht, denen eine Anhäufung beliebiger Menschen noch nicht das höchste irdische Glück bedeutet.

Die meisten Gäste sind ja gar nicht so schwer glücklich zu machen. Man zeige ihnen, daß man sie gern hat, man gebe ihnen ein bißchen Freiheit, und wenn sie nicht gar zu phantasielos sind, werden sie sich schon selber suchen, was sie brauchen. Eine kleine Hilfe hier und da genügt meist vollständig. Ich fühle mich immer am wohlsten in einem Haus von Freunden, die nicht nur sagen, daß sie keine Umstände machen, sondern es auch wirklich nicht tun. Da es sehr beschäftigte Menschen sind, machen sie kein Hehl daraus, daß sie tagsüber wenig Zeit für mich haben; man trifft sich bei den Mahlzeiten, ist abends gemütlich zusammen und ist im übrigen sein eigener Herr. Man kann sich mit einem schönen Buch in eine Ecke setzen, man kann einen Bummel in die Stadt machen, man kann im nahen Fluß ein Bad nehmen, oder sonst tun, wozu einen Lust und Ferienstimmung treiben. Das ist es ja gerade, was man vor allem sucht, wenn man Gast ist: einmal ganz frei sein, nicht eingespannt in einen bestimmten Dienst oder Tageslauf, sondern wirklich sein eigener Herr. Und dieser Genieß wird einem durch die Tyrannei des Unterhaltens wohlens so oft beeinträchtigt.

Noch ein Wort über das Essen. Man hört es so oft von Hausfrauen sagen: Unsere Gäste sind verwöhnte Leute, da müssen wir schon ein bißchen was Besseres kochen. Ich finde das nicht richtig. Wer zu uns ins Haus kommt, muß mit unserer Art zu leben und zu essen fürlieb nehmen.

Die Ansicht, seine ganze Lebensweise umkrempeln zu müssen, so wie ein Gast das Haus betritt, macht das Gästehaben zu einer Last, ja fast zu einer Unmöglichkeit. Und es sollte doch eine Freude sein für beide Teile; es kann eine Freude sein, wenn man die Hauptgrundsätze beherzigt: Behandle jeden Gast nach seiner Art, laß ihm Freiheit, gib ihm das Gefühl, daß er gern gesehen ist, und — ändere nichts Wesentliches an deiner Lebensweise!



Gottesdienst in einer Hallkirche.
Radierung von Alexander Eckner.

Das deutsche Dorf im Buch.

Der „Gegensatz“ von Stadt und Land ist keine Konstruktion der Soziologen — er ist da, er beeinflusst unser Volkstum aufs stärkste. Fast möchte man von einem Artunterschied des Dorf- und des Stadt-, vornehmlich des Großstadtmenschen sprechen. Ohne falsche Romantik werden wir behaupten dürfen, daß das Dorf Form und Inhalt unseres deutschen Volkstums heutzutage meist ausgeprägter verkörpert als die Stadt, die die eigenwilligen, charakteristischen Ecken und Kanten abschleift. Schon die Tatsache, daß der Bauer immer irgendwie „fromm“ ist, unterscheidet ihn vom Städter — „fromm“ verstanden nicht als irgendeiner Kirche zugehörig, sondern eben als glaubensgebunden. Wetter und Wind, Waldesrauschen und Sterngefunkel sind dem Bauer — gewiß sehr oft unbewußt — eben mehr als meteorologische und astronomische Angelegenheiten; bodenständiges Bauerntum, abhängig in seiner nackten Existenz von den allwirkenden Naturgewalten, entwickelt eine mit Überglauben durchsetzte Naturmythik, die von selbst ins Religiöse übergeht und sich der Formen und Formeln der überlieferten christlichen Religion bedient. Der Großstädter, der bisweilen verächtlich auf das „primitive“ Bauerntum herabsieht, ist jedenfalls oft weiter als der Bauer vom wahren Sinn und Inhalt der Kultur entfernt, auch wenn er stolz seine „Bildung“ oder seine „Differenziertheit“ betont. — Es ist zu verstehen, wenn heute manche um unser Volkstum besorgte Menschen eine sittliche Erneuerung vom Lande her erwarten, bäuerliche Kraft und Gesundheit des Empfindens, bäuerliche Schlichtheit des Denkens als Jungbrunnen für das durch die intellektuelle Großstadtzivilisation zerrüttete Volkstum werten.

Es nimmt nicht wunder, daß Dorfromane und Dorfgeschichten sich immer besonderer Beliebtheit bei den Städtern, der eigentlichen Leserschicht, erfreuten. Das Gesetz des Gegensatzes ist hier wirksam. Die naturnahe „Mentalität“ fesselt, ja rührt bisweilen den Städter. Es ging dabei früher nicht ohne eine gewisse romantische Verliebtheit ab, die im Lande unbedingt ein Jdyl sehen wollte. Berthold Auerbach hatte einst mit seinen süßlichen Dorfgeschichten einen ungeheuren Erfolg, und Ludwig Ganghofer trat in seine Fußstapfen. Heute stößt uns die unwahre Sentimentalität ihrer Helden und Heldinnen ab. Wir wissen, daß Bauerntum in erster Linie Arbeit heißt, härteste Arbeit, daß es gerade ausgesprochen unsentimental ist (was natürlich nicht identisch mit Gefühlslosigkeit ist).

Wir schätzen jene Dichter, die uns die Bauern so schildern, wie sie sind. Sie sind oft wahrlich nicht „besser“ als die Städter, aber sie sind echter, originaler, sie lieben und hassen primitiver und daher größer. Sie sind sozusagen menschlicher; ihre Haltung ist noch nicht so verdeckt vom Firnis der zivilisatorischen Einflüsse. Daher auch die großen Fragen der Menschheit hier ursprünglicher aufspringen und Antwort heischen — es gibt keinen guten Bauernroman, in dem das Religiöse nicht eine hervorragende Rolle spielte. Denn Bauernleben grenzt immer als solches ans Mythische. Einmal in der Weltliteratur, so scheint mir, wurde der Mythos des Bauerntums in Vollkommenheit gestaltet: als Knut Hamsun den „Segen der Erde“ schrieb.

Das deutsche Schrifttum des 19. Jahrhunderts besitzt einige ausgezeichnete Dorfromane. Den „unerreichten Meister der Bauernpsychologie“ nennt ein berühmter Literaturhistoriker den eigenwilligen Schweizer Pfarrer Albert Bizius, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf „Uli, der Knecht“, „Uli, der Pächter“, „Elsi, die seltsame Magi“ schrieb. Und Auerbach war nicht nur süßlich wie etwa im „Barfüßler“, es sei ihm sein „Diethelm von Buchenberg“ unvergessen. Ludwig Anzengruber, der Österreicher, hat nicht nur in seinen heute noch lebendigen Volksstücken mitten hinein in die bäuerliche Welt gegriffen, auch seine Dorfromane „Der Sternsteinhof“ und „Der Schandfleck“ möchte man in ihrer Art klassisch nennen. Und Immermanns „Oberhof“ ist auch heute noch ein Kleinod deutscher Literatur überhaupt. Schließlich hat auch Wilhelm von Polenz in seinem „Büttnerbauer“ ein starkes Werk geschaffen.

Fast scheint es, als gehe von der Gebirgswelt, dem Bergdorf, der stärkere Ansporn zu dichterischer Gestaltung aus. Die Schweiz, Österreich, Oberbayern, der Schwarzwald, die Eifel, die schlesischen Berge — zahllos sind die Geschichten aus dieser Welt der Firne und Graten und Matten und Wälder und Schluchten. Das Gebirge schließt eben die Menschen noch schärfer untereinander ab als die Niederung, begünstigt ihre Isolierung, prägt den Dorfscharakter noch stärker aus.

Die Schweiz etwa, die ja zum großen Teil Bergland ist, ist mit einem so wurzelechten und starken Gestalter wie Alfred Hugenberg vertreten, der, selbst Bauer, aus den „Brunnen der Heimat“ (so heißt ein autobiographisches Buch von ihm) sein Dichtertum schöpfte. Sein Roman

„Die Bauern von Steig“ gehört zum Besten, was in Schweizer Umwelt entstanden ist. Mit echt alemannischer Fabulierlust läßt Huggenberger seine Erzählung dahinstömen, mit der alemannischen Freude auch am schrulligen Beiwerk und Ornament. Der Roman gibt den Lebensgang eines verwaisten Bauernbuben, der in Kosthäusern herumgestossen wird, in guten und bösen, der ein schaffiger Bauernknecht wird, derbe Bauernart hat, aber doch auch das Ohr für die heimlichen Stimmen von Acker und Wald. Und schließlich erringt er sich auch wieder sein väterliches Gütlein zurück, das ihm wucherischer Neid einst entrißen, und führt ein braves Mädchen heim. Gewiß: keine weltbewegende Handlung, keine tiefe Problematik, aber es darf an Goethes Wort erinnert werden: „Und ist doch nichts wahr, als was einfältig ist.“ In den lose aneinandergereihten Szenen des Buches gewinnt nicht nur der Held, sondern das ganze Dorf Gestalt in seiner kuriosen Vielheit von Exemplaren: Progenbauern und Armenhäuslern, Käuzen und Sternquäkern, gemeinen Ränkeshmieden und kindlich-gütigen Seelen. Auch alle andern Bücher Huggenbergers kreisen immer wieder um die Dorfheimat, und es ist kaum eines unter ihnen, das man nicht vorbehaltlos empfehlen könnte.

Auch die bayerische Gebirgswelt mit ihren oft monatelang von der Welt abgeschiedenen Dörfern steht im Mittelpunkt zahlreicher Werke. Es sei nur an Ludwig Thoma erinnert, der nicht nur ein streitbarer Satiriker und feiner Humorist war, sondern auch einen der eindringlichsten Bauernromane geschrieben hat, den „Andreas Böst“. Ihm kommt an Echtheit des Atmosphärischen und Kraft der Gestaltung sehr nahe Oskar Maria Graf mit seiner „Chronik von Flechting“. Das ist so eine Art bäuerlicher „Buddenbrooks“: Aufstieg und Verfall einer Bäckerfamilie in einem oberbayerischen Dorf im Laufe des 19. Jahrhunderts. Mit fast grausamer Schärfe ist diese bäuerliche Welt gesehen: Geld und nochmals Geld, ein bißchen Liebe und Religion, das sind die Haupttriebfedern dieser Menschen. Der Dichter, in andern Werken nicht immer unbedingt sympathisch, hat in seiner Chronik jedenfalls eine ungewöhnlich starke Leistung gegeben. Auch Fritz Müller-Parkentirchen, der ja seit Jahren in einem weltvergessenen oberbayerischen Winkel haust, hat vor kurzem in seinem Roman „Das verkaufte Dorf“ nicht nur mit bekannter Meisterschaft ein Stück bäuerlichen Lebens dargestellt, sondern damit zugleich einen ersten Beitrag zur Soziologie des Dorfes und unserer Zeit überhaupt gegeben. Die Handlung: Eine großstädtische Terraingesellschaft, deren Geschäftsführer der Erzähler ist, „beglückt“ ein oberbayerisches Dorf mit den „kulturellen Segnungen“ der Stadt, kauft den bodenständigen Bauern ihren Grund und Boden ab, um eine dividendenstarke Fremdenindustrie ins Leben zu rufen. Damit aber trägt sie, gewiß nicht böswillig, zum Verderb des Dorfes bei, denn diese Menschen wissen eben nicht, daß die Ackersehle etwas Heiliges ist, keine Ware wie Zucker oder Seife. Der Erfolg ihrer Aktion also: Entwurzelung des alteingesessenen Volkstums, Niedergang der Moral, Verstädterung, und zwar unorganische Verstädterung, d. h. ohne die Aktivposten des soziologischen Gebildes „Stadt“. Der Roman endet — echt Müllerisch-lehrhaft, nach meinem Gefühl nicht ganz geschickt — mit einer Katastrophe: die Natur selbst rächt sich, der „nickende Stein“, ein ungeheurer Felsblock, rollt ins Tal und drückt das Kurhaus mit den schmachtenden Kurgästen platt. (NB. Es gibt aber auch Kurgäste, selbst in Luxushotels, die durchaus Sinn haben für Bauernkultur. Dieses Bedenken gegen den symbolischen Schluß des Buches besagt nichts gegen diesen gesunden Grundgedanken.)

Der Schwarzwald ist wohl in Auguste Suppers Werk am reinsten gespiegelt. Ein groß Teil ihrer zahlreichen Bücher spielt in den Tälern und auf den Höhen dieses schönsten deutschen Mittelgebirges. Hier sei nur auf

die zwei charakteristischen Erzählungsbände „Da hinten bei uns“ und „Leut“ verwiesen. Herbe, ungeschminkte Wirklichkeit gibt uns die Dichterin, lebendig weiß sie diese dickschädeligen Bauern vor uns hinzustellen, die so oft echt bäuerliche Diesseitigkeit mit dem Hang zu Esintifizierung verbinden, ist doch tiefgläubige, mitunter obstruse Mystik im Volke nur noch in Schlessien so lebendig wie im Schwarzwald. Daß der Supper Bücher meist noch von kerngesundem, rothäckigen Humor durchsetzt sind — Humor und Mystik sind geistesgeschichtlich verwandt —, verleiht ihnen besonderen Reiz. Der „Leut“-Band enthält ein so besonders feines Stück wie „Vater und Sohn“.

Das rheinische Dorf in seiner stadtnäheren („näher“ geographisch und psychologisch gemeint) Art entwickelt natürlich ein anderes Lebensgefühl als das rauhe, abgelegene Gebirgsdorf. Mit am besten scheint es mir gespiegelt im „Schwarzen Nikolaus“ von Nikolaus Schwarzkopf, Klingelheim, der Schauplatz der Geschehnisse, liegt im gesegneten Rheingau.

Ein neuer Lehrer hält dort seinen Einzug und stürzt sich mit grimmem Eifer auf die Hauptlaster dieser frohbeschwingten rheinischen Menschen: die Völlerei in Speis und besonders Trank! Er ruft die strengsten Mönche, die holländischen Totalisten, auf den Plan, aber selbst sie unterliegen der heiteren Dämonie dieser begnadeten deutschen Landschaft und dem lebenswürdigsten Gott, dessen Kraft in übervollen Traubenbüten und großen Stückerfässern rumort. Ja: grimmig ist des schwarzen Nikolaus Bekehrungseifer, er möchte in seinem Idealismus die Dorfgenossen nach seinem eigenen leuchtenden Vorbild umschaffen, bis — ja, bis er schließlich merkt, daß seine lieben bösen Klingelheimer trotz des Weines nicht besser und nicht schlechter sind als andere Menschen auch, und daß ihr geliebter Wein doch auch eine göttliche Gabe; in welcher Erkenntnis ihn seine neugewonnene Braut, die Pfarrersnichte Antonie, bestärkt! — Die ganze Heiterkeit vollblütigen rheinischen Lebens ist in diesem Buch eingefangen, hat es übersprüht mit dem Duft von in der Sonne kochenden Weinbergen, von rheinischen Schlacht- und Kellerfesten. — Schwarzkopf hat eine Art zu schreiben, die vielleicht nicht allen zusagt, aber zu diesem Buch paßt sie jedenfalls, und es ist viel echt Dichterisches in ihm.

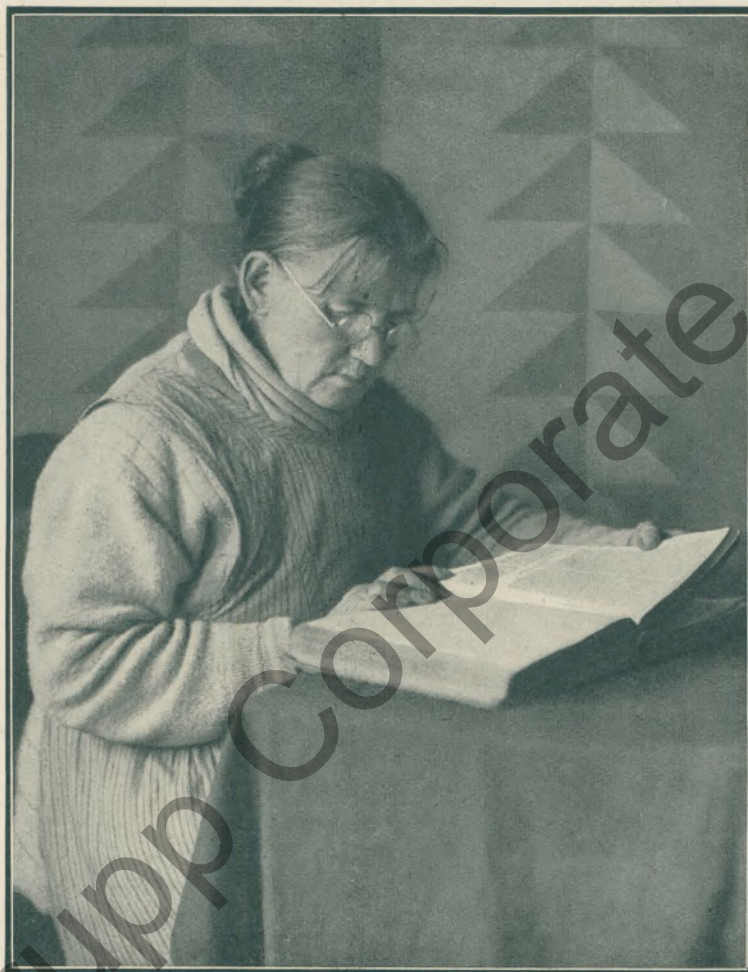
Zur rheinischen Landschaft in weiterem Sinn gehören auch Eifel und Rhön — aber wie so ganz anders sind ihre Bewohner im Vergleich mit den Menschen am Strom selbst! Karg ist dort das Land, nur

härtester Arbeit schenkt der Boden knappen Lebensunterhalt — karg und hart sind die Menschen dieser Landschaften. Man lese etwa Clara Viebig „Das Weibsdorf“ und ihre „Geschichten aus der Eifel“. Oder Leo Weismantels Rhönromane „Mari Madleen“ und „Das alte Dorf“. Niederdeutsche Bauernart: sie spiegelte sich bei Hermann Löns, dem Unvergesslichen, sie lebt in den Büchern von Gustav Kohn („Die Sippe der Uhlensloos“), in Karl Trotsches „Söhne der Scholle“ (Mecklenburgisches Landleben der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts). Den Geist und Marschbauer erleben wir in Gustav Freyffens bekannten Büchern oder bei Helene Voigt-Diederichs (Schleswig-Holstein).

Der Raum läßt nur noch die Nennung einiger charakteristischer Namen zu: Diedrich Speckmann für die Havel, Alfred Bock für die hessische, Hans Raitzel für die fränkische, Fritz Skowronnek für die ostpreussisch-masurische Landschaft.

Zum Schluß darf noch auf die schöne Sammlung „Deutsche Volkskunst“ hingewiesen werden, die der Reichskunstwart Erwin Redlob, nach Stämmen gesondert, herausgibt; in ihnen wird der Kunstfreund zahlreiche Beispiele dafür finden, ein wie mächtiger Bestandteil das Dorf im Rahmen deutscher Stammes- und Nationalkunst bedeutete und bedeutet.

Dr. Karl Fuß.



Lesende Frau.

Lichtbildstudie von Sofi Jmdahl.

Hermann Gruson.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 30. Januar.

Wenn man das Leben Hermann Grusons nach inneren Werten in einer Kurve aufzeichnen würde, so dürften vor allen anderen zwei Punkte aus dieser Lebenslinie in die Augen springen. Bei näherem Zusehen würde man dann feststellen, daß diese Punkte auf dem letzten Teil der Kurve liegen, in einer Zeit des Lebens also, als der Erfolg den Namen Gruson bereits in alle Welt getragen hatte. Und um so mehr muß es wundernehmen, daß diese Punkte Entsagung bedeuten, Entsagung von der Fortführung eigener, liebgewordener Gedanken und Pläne, deren Verwirklichung und Ausführung Latkraft, zähe Ausdauer und Glauben an den endlichen Erfolg erforderten. Aber bedeutet ein solcher Verzicht nicht viel, viel mehr für den Wert eines Lebens als äußerer Erfolg, als klingender Lohn!

Gruson ist einer der ersten Männer des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, die der deutschen Industrie Weltgeltung verschafft haben. Er wurde in einer Zeit geboren — am 13. März 1821 —, als das englische Eisen noch den Weltmarkt beherrschte, als der Ruf eines Fritz Harkort nach Schaffung einer mächtigen deutschen Industrie fast ungehört verhallen konnte, und als die Fortschritte auf dem Gebiete der Eisendarstellung und -verarbeitung nur ganz allmählich Eingang in Deutschland fanden. Durch eisernen Fleiß und Außerachtlassung alles Nebensächlichen gelang es ihm, neben seiner Volontärzeit bei Borfig in Berlin seine Studien an der Berliner Universität — Naturwissenschaften und Philosophie — zu erledigen. Vergnügungen kannte er nicht; seine Erholung bildete die Beschäftigung mit Wissenschaften, die außerhalb seines eigenen Berufes lagen.

Nach rund zehn praktischen Jahren, zuletzt als Direktor der Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrtskompanie, machte sich Gruson im Jahre 1835 selbständig, indem er in Magdeburg-Buckau eine Schiffswerft gründete, mit der eine kleine Eisengießerei verbunden war. Diese wurde seine Rettung, als gegen Ende der fünfziger Jahre ein allgemeiner wirtschaftlicher Rückgang eintrat, der auch das junge Unternehmen stark gefährdete.

Gruson hatte nach langjährigen Versuchen ein Gußeisen erschmolzen, das an Festigkeit dem üblichen wesentlich überlegen war. Daneben zeigte dieses Gußeisen eine ganz besondere Eignung für den Kollisen- oder Schallenguß, der ihm eine harte, verschleißfeste Oberfläche verlieh (Hartguß). Der Anblick eines gänzlich ausgefahrenen, aus Schienen zusammengefügten Herzstückes beim Überschreiten eines Eisenbahngleises brachte Gruson auf den Gedanken, diese Herzstücke aus Hartguß herzustellen. Die der Eisenbahnverwaltung eingereichte Probe bewies die Richtigkeit der Grusonschen Annahme. Es erfolgten zahlreiche Bestellungen, die das kleine Unternehmen damals retteten und den Grundstein zu dessen späterer Entwicklung legten.

Waren es vom Vater ererbte Neigungen — Grusons Vater war Ingenieurmajor gewesen —, waren es Anregungen, die er in seiner Eigenschaft als Referentoffizier des Ingenieurkorps erhalten hatte, die ihn den Gedanken fassen ließen, seine Erfindung auch auf kriegstechnischem Gebiet anzuwenden? Wie dem auch sei, Anfang der sechziger Jahre befaßte sich Gruson mit dem Plan, seinen Hartguß für Panzergranaten zu verwenden.

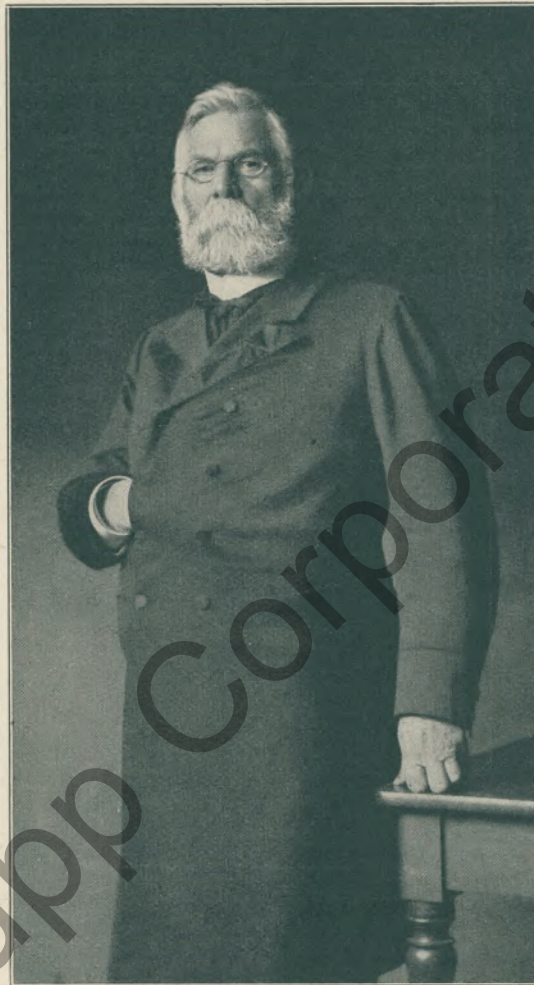
Dieser Plan zeigt deutlich, welche Anforderungen er schon damals an die Festigkeitseigenschaften seines Erzeugnisses stellte. Denn mit gußeisernen Granaten schmiedeeiserne oder stählerne Panzerplatten zu durchschießen, erschien zunächst widersinnig. Trotz Kopfschüttelns maßgebender Kreise bestand aber die Hartgußpanzergranate schließlich doch den Kampf gegen die ungehärtete Stahlgranate. Erst als es gelang, diese zu härten, mußte die Hartgußgranate das Feld räumen.

Im Jahre 1869 mußte Gruson sein Werk an die Stelle verlegen, auf der es heute noch steht, denn die unbestreitbaren bisherigen Erfolge und die sich daran anschließenden wachsenden Aufträge erheischten größere Anlagen. Nunmehr tat Gruson einen weiteren Schritt, um das Anwendungsgebiet des Hartgusses zu vergrößern.

Damals bestand bereits die Erkenntnis der Notwendigkeit drehbarer gepanzerter Geschützdeckungen. Der spätere Oberstleutnant Schumann hatte einen Drehturm mit schmiedeeiserner Kuppel konstruiert, mit dem sehr günstig verlaufene Schießversuche gemacht worden waren. Gruson behauptete nun, die Kuppel des Turmes besser und billiger aus Hartguß herstellen zu können. Man beauftragte ihn mit der Lieferung einer Kuppel, schrieb ihm aber die Dicke der Platten vor. Das Ergebnis war ein Mißerfolg. Nachdem Gruson aber einen Turm mit von ihm errechneter Wandstärke gebaut hatte, zeigte sich die Überlegenheit seines Hartgusses auch auf diesem Gebiete. Zahlreiche Aufträge auf Land- und Küstenbefestigungen waren die Folge dieses Sieges. Schumann hatte, zum Teil aus Unmut über diese Wendung, seinen Abschied aus dem Militärdienst genommen, arbeitete aber weiter an der Konstruktion der Panzertürme. 1882 hatte Schumann seinen Panzerturm mit schmiedeeiserner Panzerdecke, die sogenannte Panzerlafette, beendet und — bot seinem Gegner Gruson diese Konstruktion an. Gruson wußte wohl, daß die Annahme der Schumannschen Panzerlafette nichts Geringeres bedeutete als den Bruch mit einem großen Teil der von ihm selbst ge-

schaffenen Konstruktionen. Darin zeigte sich aber Grusons menschliche Größe, daß er nicht starrköpfig am eigenen Werke festhielt, sondern seinem bisherigen Gegner die Hand zu gemeinsamer Arbeit reichte. Die Vergleichsschießversuche, die um die Jahreswende 1885/86 in Bukarest gegen einen Grusonschen Turm und einen französischen, System Mougins-Montgolfier, gemacht wurden, endeten denn auch mit einem Siege des deutschen Erzeugnisses.

Neben Gruson stand bei den Bukarester Schießversuchen die Firma Krupp im Kampfe gegen die französische Konkurrenz. Auch Krupp war siegreich im Kampfe gegen die französischen de-Bange-Kanonen. Damals ist wohl bei Gruson zum ersten Male der Gedanke aufgetaucht, sein Werk mit dem Kruppschen zu vereinigen, um gemeinsam gegen den französischen Wettbewerb kämpfen zu können. In vieler Beziehung bewegte sich die Erzeugung des Grusonschen Werkes der des Kruppschen parallel. Als endlich im Dezember 1892 die Vereinigung tatsächlich zustande kam, da hat nicht zuletzt Gruson diesen Zusammenschluß freudig begrüßt, eine Tatsache, die wiederum Zeugnis gibt von Grusons menschlicher Größe



Hermann Gruson.

insoweit, als er das von ihm geschaffene Werk in ein anderes aufgehen ließ, nur in dem Gedanken, daß eine Vereinigung der beiden Schöpfungen dem Wohle des Ganzen dienlich sein könne. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Gruson seine Erfindung auch in der Friedensindustrie im weitesten Umfange zur Anwendung gebracht hat; für Walzen, Zerkleinerungsmaschinen, Ambosse, Gesecke usw. fand und findet der Hartguß ausgedehnte Verwendung.

Ein befähigter Ingenieur, ein weitschauender Industrieller und ein Mensch von seltener Größe war Hermann Gruson. Als ihn am 30. Januar 1895 der Tod zur letzten Schicht abberief, ging ein reiches Leben zu Ende, reich an Arbeit und Erfolgen, aber ebenso bedeutend an Selbstlosigkeit und Güte. Ein alter Mitarbeiter Grusons charakterisierte ihn einst mit folgenden Worten:

„Er besaß die edle Gabe, bei seinen Beamten und Arbeitern die Arbeitsfreudigkeit in hohem Maße zu fördern und mit den zu Gebote stehenden Mitteln zu erhalten, eine Eigenschaft, die ihm noch heute ein geradezu rührendes Andenken bei seinen Mitarbeitern sichert. Glaubte er nur in etwa ein Streben in seinem Sinne bei einem seiner Angestellten zu bemerken, so kannte er keine Grenzen, denselben durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen zu gewinnen und zu immer neuen Versuchen in seinem Sinne anzuregen. Was die Hartgußfabrikation anlangt, so bereitete es Gruson eine Freude, wenn es gelang, an Gußstäben Biege- und Zerreißfestigkeiten zu ermitteln, die seiner Zeit in der Fachwelt Bewunderung hervorriefen, wodurch sein Forschen und Streben immer wieder neu befruchtet wurde.“

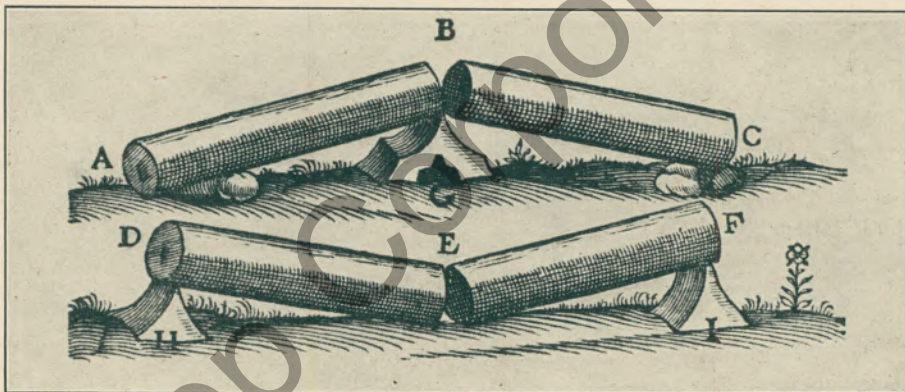
Jahade.

Literatur: Zeitschr. d. Vereins Dtsch. Ingenieure 39 (1895), S. 181/3; Stahl u. Eisen 15 (1895), S. 169/71; 41 (1921), S. 300/1; Allg. Deutsche Biographie 49. Bd., S. 606/12.

Technische Gedenktage.

4. 1. 1752 wurde zu Berlin Ephraim Ludwig Gottfried Abt geboren, ein Schwiegersohn des um die Entwicklung der oberschlesischen Eisenindustrie hochverdienten Johann Friedrich Wedding. Abt hatte schon als Berater des Grafen Rieden die frühen Schmelzversuche (1789) mit oberschlesischem Koks im Hochofen gemacht, die im Jahre 1796 zur Inbetriebnahme des ersten deutschen Kokshochofens führten.

8. 1. 1642 starb zu Rom Galileo Galilei, ein berühmter Physiker, der der Nachwelt durch die allerdings unhistorischen Worte „E pur si muove“ (Und sie bewegt sich doch), mit denen er das kopernikanische Weltssystem verteidigt haben soll, bekannt geworden ist. Er war Professor der Mathematik in Padua und Florenz und mußte sich wegen seiner Parteinahme für Kopernikus zweimal vor dem Inquisitionsgericht verantworten. Später wurde er in Rom interniert und dann nach Arcetri ausgewiesen, wo er erblindet starb. Galilei erfand die Wasserwaage und den Proportionalzirkel, er entdeckte die Pendel- und Fallgesetze und machte viele astronomische Feststellungen. In seiner „Discorsi e Dimostrazioni matematiche“ (Leiden 1638) befaßte er sich u. a. als einer der ersten mit der Theorie der Bruchfestigkeit prismatischer Körper (vgl. nebenstehende Abbildung).



Werkstoffprüfung im 17. Jahrhundert.
Galileis Versuche über die Bruchfestigkeit prismatischer Körper.

10. 1. 1855 nahm der Engländer Henry Bessemer sein erstes Patent auf ein neuartiges Stahlherstellungsverfahren. Dieses Patent leitete eine Reihe von Patenten ein, die Bessemer in der nächsten Zeit nahm. Wenn es auch noch nicht die unter dem Namen „Bessemer-Verfahren“ bekannte Herstellungsweise beschreibt, so deuteten doch Einzelheiten bereits den neuen Weg an, den Bessemer zu gehen beabsichtigte. Das grundlegende Patent für sein Verfahren nahm er am 17. Oktober 1855.
13. 1. 1848. Geburtstag von Franz Sorellet. Seit 1879 war er Professor für Agrilkulturchemie in München und arbeitete hauptsächlich über die Chemie der Milch. Er stellte eine Theorie des Butterungsorganges auf und arbeitete ein Verfahren zur Bestimmung des Fettgehaltes der Milch aus. Am bekanntesten ist Sorellets Name geworden durch seine Anleitung zur Sterilisierung der Milch behufs ihrer Verwendung bei der Ernährung des Kindes.
14. 1. 1890 starb zu Colmar i. E. Gustav Adolf Hirth. Als Sohn eines Textilfabrikanten fand er, unabhängig von Robert Meyer, das Gesetz des mechanischen Wärmeäquivalents. Sodann stellte er als erster die Wärmebilanz einer Dampfmaschine auf und begründete den Einfluß des überhitzten Dampfes auf ihren Wirkungsgrad. Obgleich Autodidakt, zeigen alle seine Versuche einen hohen wissenschaftlichen Charakter. Später trieb er meteorologische, astronomische und philosophische Studien und tritt auf dem Gebiete der Weltentstehung erfolgreich gegen die materialistische Auffassung auf.
17. 1. 1833. Todestag von Friedrich Koenig, dem Erfinder der Schnellpresse. Er versuchte zunächst die Handpresse dadurch zu

verbessern, daß er das Auftragen der Farbe gleichzeitig mit der Bewegung des Karrens, der die Schriftform trägt, bewerkstelligte; später mechanisierte er den ganzen Vorgang. Da er in Deutschland keinen Geldgeber fand, wandte er sich nach England, wo es ihm gelang, mit Hilfe von Gleichgesinnten seine Pläne zu verwirklichen. 1810 wurde ihm ein englisches Patent erteilt, und im nächsten Jahre konnte er den ersten Druckauftrag auf einer mechanischen Druckpresse ausführen. Diese hatte zwar noch die ebene Druckform und den ebenen Pressdeckel. Erst im Jahre 1812 baute er die erste vollkommen mechanische Presse. Als sich Koenig von seinem Londoner Teilhaber Bensley betrogen fühlte, ging er 1817 wieder nach Deutschland zurück, wo er sich in der Nähe von Würzburg niederließ. Für ihn und seinen treuen Freund Bauer begannen schwere Jahre. Erst 1822 konnte er die erste in Deutschland gebaute Schnellpresse abliefern.

19. 1. 1869 starb zu Leipzig Carl Ludwig von Reichenbach. Er verbesserte auf den dem Grafen Salms-Reiffenscheidt gehörenden Eisenwerken zu Blansko die Holzkohlendarstellung und versuchte die dabei entfallenden Nebenzeugnisse nutzbringend zu verwerten. Bei diesen Arbeiten entdeckte er das Paraffin und später das Acetylen. Außerdem verbesserte er die Gewinnung von Holzkohlenteer.

29. 1. 1872 wurde zu Stralsund Erwin Semper geboren. Obgleich er nur ein Alter von 33 Jahren erreicht hat, wird sein Name nicht so leicht der Vergessenheit anheimfallen. Als Bergreferendar bereiste er Spanien und Ungarn und dann das Siebenbürgische Erzgebirge. Dort interessierten ihn vor allem die Golderzlagerrstätten, die er in einer wertvollen Arbeit ausführlich behandelte. Später ging er nach Chile zur Untersuchung der Salpeterlagerrstätten. Er führte diese Arbeiten im Auftrage des preussischen Landwirtschaftsministers aus und legte seine Beobachtungen und Erfahrungen in einer Abhandlung nieder, die zum ersten Male weiteren Kreisen die Kenntnis jener Lagerstätten vermittelte und zum Erwerb umfangreicher Salpeterfelder durch eine deutsche Gesellschaft führte. 1904 ging er als höherer Bergbeamter zum Gouvernment Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika. Damals tobte dort der Aufstand der Hereros. Nicht lange, und auch Semper beteiligte sich aktiv am Kampfe. Als Feldartillerist fand er in den Gefechten bei Groß-Nabas am 3. Januar 1905 einen ehrenvollen Tod.
30. 1. 1896 starb zu Elbing Ferdinand Schichau. Als Sohn eines Gelbgießers wieder für dieses Handwerk bestimmt, brachte er es durch Fleiß und Ausdauer zu einem der größten Industriellen des neunzehnten Jahrhunderts. 1837 gründete er eine Maschinenbauanstalt. In den fünfziger Jahren ging er zum Schiffbau über. 1855 vollendete er den ersten in Deutschland gebauten Schraubendampfer. 1877 begann der Bau von Torpedobooten. Die deutsche und die russische Kriegsmarine wiesen viele Einheiten aus den Schichauwerken auf. Er erreichte das hohe Alter von 82 Jahren und hinterließ bei seinem Tode ein Riesenwerk.

Jahade.

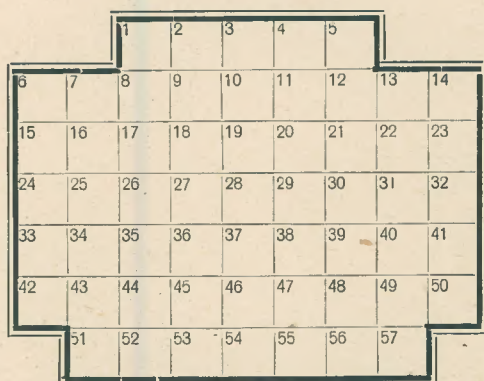


Die Schachecke

fällt in Zukunft fort, da sich auf unsere Rundfrage nur wenige Leser für deren Beibehaltung ausgesprochen haben.

Karree-Rätsel.

(Gesehlich geschütt.)



Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben von 1 bis 57 fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von E. M. Arndt.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | | | | | |
|---|----|----|----|----|-------|
| 1. Raubtier. | 8 | 24 | 41 | 11 | 12 |
| 2. Fangleine | 53 | 2 | 3 | 6 | 28 |
| 3. Asiatisches Reich | 33 | 10 | 1 | 45 | 16 32 |
| 4. Erntegerät | 7 | 18 | 34 | 13 | 23 |
| 5. Verletzung | 27 | 5 | 37 | 9 | 31 |
| 6. Muscheltier. | 20 | 10 | 26 | 14 | 54 15 |
| 7. Konservierte Leiche | 4 | 48 | 46 | 24 | 56 |
| 8. Schlafenszeit | 38 | 40 | 29 | 30 | 25 |
| 9. Der stärkste Mann des Alten Testaments | 35 | 33 | 47 | 42 | 36 49 |
| 10. Seltenes Pelztier (Mager) | 17 | 45 | 22 | 11 | 21 |
| 11. Zimmer | 43 | 39 | 52 | 55 | 16 |
| 12. Habgier | 50 | 18 | 24 | 51 | |
| 13. Schwimmvogel | 23 | 57 | 44 | 31 | |

Silbenrätsel.

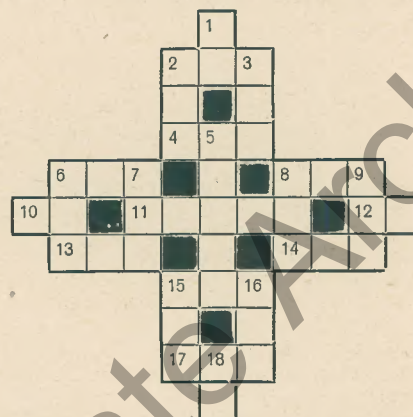
Von Frenzen, Nürnberg.

Aus den Silben a - ae - borg - bit - del - das - de - den - di - den - e - em - er - ge - gie - i - in - je - kus - lem - le - le - mi - mo - na - no - non - pa - phi - ra - ru - sa - si - sy - ter - ther - vel - vi - zen sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen bekannten Wahlspruch, deren Endbuchstaben, gleichfalls von oben nach unten gelesen, eine bekannte Oper ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Kleinasien. 2. Lyrische Gedichtsform. 3. Stadt der pythischen Spiele. 4. Thebanischer Feldherr. 5. Stadtteil von Berlin. 6. Gewinnanteil. 7. Das Weltall durchdringender gewichtsloser Stoff. 8. Stadt auf Sizilien. 9. Im Alten Testament genannter Berg. 10. Norddeutsche Stadt. 11. Weiblicher Vorname. 12. Erzählung. 13. Maschinenteil.

1/47

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Auerochs. 2. Frauenname. 3. Aggregatzustand des Wassers. 5. Gefühl. 6. Lotterienteil. 7. Nord. Gottheit. 8. Bindewort. 9. Zeitanzeiger. 15. Europ. Stadt. 16. Raubfisch. 18. Flächenmaß.

Waagerecht: 2. Europäer. 4. Adverb. 6. Bibl. Frau. 8. Nachtvogel. 10. Ital. Fluß. 11. Himmelskörper. 12. Anruf. 13. Gewässer. 14. Artikel. 15. Tier des Waldes. 17. Monat.

Lösungen aus Heft 12/1929.

Rösselsprung.

Deutsche Weihnacht! Grüne Lannen
Ihren Wonnezauber spannen.
Duft und Glanz und Glück und Licht
Und ein Singen und ein Springen
Und ein Jubeln und ein Klingeln
Aus der ärmsten Hütte bricht.
Deutsche Weihnacht! Leise, leise
Singe deine Zauberweise,
Hole heim, die sich verirrt,
Daß nach diesem Erdemallen
Droben allen Kindern, allen
Eine sel'ge Weihnacht wird.

Ab. St. Mohr.

Pfeffertuchenrätsel.



Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Neujahr. 4. Cog. 5. Nil. 7. Dyn. 8. Uhr. 9. Gas. 10. Lebertran. 13. Trimester. 16. Lee. 17. Gnu. 18. Jeth. 19. Rif. 20. Alle. 21. Forelle.

Senkrecht: 1. None. 2. Jahreswende. 3. Riga. 4. Sylvester. 6. Landkarte. 11. Bulli. 12. Recht. 14. Reif. 15. Eile.

47

Die Bolapuliertrommel

enthaltend die byndellen im veranagamen Monat

einwefamnenen Spollwögel

„Schnelle Hilfe. Gehe ich da kürzlich nachts um 2 Uhr über den Rathausmarkt und höre einen Mann recht laut singen: „So leben wir, so leben wir . . .“ Es dauert auch nicht lange, kommt ein Cipo angelaufen und sagt zu ihm: „Sie, hören Sie mal, Sie machen hier aber ruhestörenden Lärm. Ich muß Sie mit zur Wache nehmen.“ Der Mann aber sagt: „Ach, Herr Wachtmeister, schimpfen Sie man nicht so. Ziehen Sie mir man lieber erst mal das Messer aus'm Rücken. Ich bin überfallen worden.“ Der Cipo, ganz verdutzt, meint: „Aber Mann, und dann singen Sie noch?“ „Ja, Herr Wachtmeister, hätt' ich um Hilfe geschrien, wär' ja kein Mensch gekommen.“

(Reclams Universum.)

*

Auf dem Standesamt erscheint das Telefonfräulein zum Heiratsaufgebot, und der Beamte läßt sich von ihr die Personalien geben: „ . . . wo und wann sind Sie geboren?“ „Köpenick — neunzehn nuhl fünneff!“ antwortet sie mit amtlicher Deutlichkeit.

(Berliner Illustrierte.)

*

Drohung. Kurz nachdem Hessen-Nassau preussisch geworden war, erwähnte ein alter Gymnasialprofessor seine Schüler: „Verne Sie Ihre Horaz, Sie werde sonst sehe, was Sie davon habe. Ich habe auch einmal einen Schüler gehabt, der hat seine Horaz net gelernt. Wisse Sie, was aus ihm geworden is? Ganz hinde im Preussische ist er gestorbe!“

(Blätter vom Hause Henkel.)

*

„Lieber Herr, glauben Sie mir, die Verschwendungssucht meiner Frau hat mich so weit gebracht.“ „Ist das wahr? Hier haben Sie 'n Groschen und warten Sie 'n kleinen Moment — meine Frau soll Sie mal sehen!“

(Berliner Illustrierte.)

„ . . . dann entführte er sie, und sie heirateten.“ „Und ihre Mutter — hat sie ihnen verziehen?“ „Scheinbar nicht — sie lebt bei ihnen.“

(Deutsche Übersetzung.)

*

„Ich möchte ein viertel Pfund Insektenpulver.“ „Wollen Sie es gleich mitnehmen?“ „Na, eventuell kann ich ja die Wangen auch herschicken.“

(Kölnische Illustrierte.)

Der Erbe. Zwei Greise erhielten monatlich je zehn Mark Unterstützung von einem Wohltäter. Eines Tages meldete der jüngere Almosenempfänger, daß sein Bruder verstorben sei, worauf ihm nur sein Teil in Höhe von zehn Mark ausgezahlt wurde. „Unerbört!“ rief er entrüstet aus. „Sind Sie, mein Herr, der Erbe meines Bruders, oder ich?“

(Hamburger Illustrierte.)

*

. . . Euch zu wählen ist ein Greuel. Prag, 31. Oktober. (Sunkspruch.) In der Wahlurne eines habsburger Wahllokals befand sich am Sonntag auch ein Umschlag, in dem statt der Kandidatenliste ein Zettel lag mit der Aufschrift: „Jesaja 41, Vers 24.“ Der Vers lautet: „Siehe, ihr seid aus nichts, und euer Tun ist auch aus nichts, und euch zu wählen ist ein Greuel.“

(Blätter vom Hause Henkel.)

*

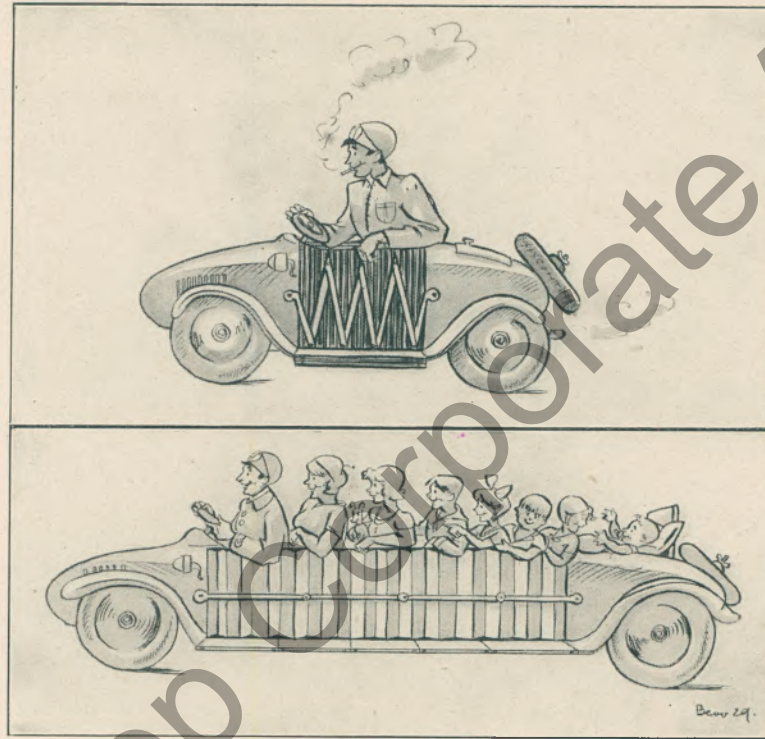
Er geht mit ihr! Zu dem Gymnasialdirektor in K. kommt eine biedere Waschfrau. Nach sehr höflicher Begrüßung beginnt sie die Konversation also: „Herr Direktor, de Primoner Schulz is doch bi Sei in 'ne Klap, nich?“ — „Jawoll, gode Frau.“ — „Tja, Herr Direktor nu wull ich Ihnen mol fragen, woveel verdeenst woll so'n Primoner?“ „Der Direktor lacht; sie aber fährt ernsthaft fort: „Ich wull dat weten — he, wat de Schulz is, geht nämlich mit miene Mümi!“

(Reclams Universum.)

*

Das Faltmobil.

Zeichnung von Bert Vogler.



„Weißt du, Max, unser Junge wird dir jeden Tag ähnlicher.“ „Was hat er denn schon wieder angestellt?“

*

„Vater, ist unser Brüderchen eigentlich vom Himmel gekommen?“ „Natürlich, mein Junge!“ „Eine komische Idee — wegen so einem Haus den Himmel zu verlassen!“

(Deutsche Übersetzung.)

*

Mama: „Frühen, um des Himmels willen! Unser Kanarienvogel ist weg.“ — Frühen: „Komisch. Eben vorher war er noch da — als ich versuchte, ihn mit dem Staubsauger zu reinigen.“

(Siemens-Mitteilungen.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefen mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefen mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefen) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefen mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefen) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefen des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbeantragt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.